# Die Christliche Welt

**Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände**

**Fünfundzwanzigster Jahrgang**

**Nr. 5** — **Marburg i. H., den 2. Februar** — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille=Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.



**Inhalt:** Winternacht — Werden die sittlichen Vorschriften Jesu durch seine Parusiegedanken derart beeinflußt, daß sie an Wert für unsere Zeit verlieren? Zweites Stück — Rom und der Orient. Der Artikel des Prinzen Max. Schluß — Die Geschichte der altchristlichen Kirche in Nordafrika. Schluß — Winterreise durch die Gobi — Verschiedenes: Von der Gottheit Christi (Thieme); Kleine Mitteilungen — Anzeigen


## Winternacht

Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen. 1. Joh. 3, 1.

Es hat Zeiten gegeben, da ich meinte, man müßte eigentlich blind sein, um glücklich sein zu können. Denn was sieht der Mensch, der mit offenem Auge die Welt und das Menschenleben betrachtet, entschlossen, sie zu nehmen wie sie sind? Grausamkeit, Gebundenheit, Unfertigkeit, Sinnlosigkeit an allen Ecken und Enden! Da ging mir in dem einzigen Wörtchen „Sehet" die Ahnung einer neuen, wunderbaren Lebensmöglichkeit auf. Der es gesprochen hat, war kein kurzsichtiger Optimist. Schopenhauer hätte von ihm eben das behaupten können, was er einmal von Kant gesagt hat, daß er die Welt mit feindseligem Auge angeschaut habe. Denn er findet in der Welt Augenlust, Fleischeslust, hoffärtiges Wesen und faßt seine Meinung über sie in dem schneidenden Urteil zusammen: Die Welt vergeht mit ihrer Lust. Nur daß er daraus nicht die Schlußfolgerung zieht, daß man die Augen schließen, sondern daß man sie erst recht aufmachen müsse. Sehet weiter und tiefer als die Anderen, dann werdet ihr Etwas erschauen, wovon jene nichts wissen und ahnen. So wie Jemand zu dem dunkeln Nachthimmel aufblickt, unverwandt das Auge auf einen Punkt gerichtet, bis er endlich ganz schwach zu schimmern beginnt, dann leuchtend wird, das Licht wächst und ein strahlender Stern sichtbar wird, so sollen wir oder vielmehr so dürfen wir Christen in die nächtlichen Wirrnisse und dunkeln Unbegreiflichkeiten der Welt schauen mit der Gewißheit, daß uns zuletzt ein mächtiger Lichtstrahl entgegenfluten, daß der Hintergrund dieser finstern Welt leuchtend werden muß: Sehet, welch eine Liebe!

Was ist das Schicksal? Ganz das, als was du es siehst und nimmst. Zwischen unsrer Seele und ihm besteht die geheimnisvolle Beziehung, daß es sich ganz nach dem Blick richtet, mit dem sie es betrachtet. Dem bösen Blick ist es böse, dem guten gut. Wer an die zunächst wie ein noch nicht aufgegangener Stern verborgene Liebe Gottes glaubt, zu glauben wagt, dem erscheint sie als wunderbares Licht aus einer geheimnisreichen Welt. In seiner tiefsinnigen Schrift „Vom geknechteten Willen" schildert Luther eines seiner ergreifendsten inneren Erlebnisse: „Der Anstoß daran, daß Gott so grausam scheine, hat mich mehr als einmal an den Abgrund der Verzweiflung gebracht, so daß ich nie geschaffen zu sein wünschte, bis ich erfuhr, wie heilsam solche Verzweiflung sei, wie nahe schon der Teilnahme an der Gnade Gottes!" Es kostet wirklich nur eine Veränderung des Blickes, eine andere Einstellung des Auges — und Verzweiflung wandelt sich in Seligkeit.

Wir waren in den letzten Wintertagen ein wenig auf dem Lande. Spät am Abend wurde der Vorschlag gemacht, es sollte noch ein Spaziergang in den Wald unternommen werden. Zuerst wurde er gar nicht ernst genommen. Was! das behagliche Zimmer verlassen, auf ungebahnten Wegen durch den tiefen Schnee stapfen, und das Alles noch dazu in Nacht und Kälte, das ist doch wohl nur ein Scherz! Aber der Plan wurde ausgeführt. Und was erlebten wir nicht alles im Winterwald! Die entlaubten Buchen waren mit Schnee bis in die zartesten Spitzen hinaus überzuckert. Die kleinen Fichten blickten uns wie weiß vermummte Kobolde an. Die größeren Tannen hatten unter den Schneelasten die Aeste dicht an den Stamm gelegt und in dem spärlichen Licht sah es aus, als ob allerlei Märchentiere mit blauen, violetten und weißlichen Gliedern auf den Zweigen ihr Wesen trieben. Ganz unbeschreiblich schön war der Anblick, wie die Sterne zwischen dem Geäst der Bäume durchleuchteten und wie ihr sanftes Licht mit den matt erglänzenden Schneekristallen spielte. Ich sinne jetzt darüber nach, ob ich irgend einmal einen tieferen Natureindruck erlebt habe. Der nächtliche Winterwald, vor dem uns sonst im Gedanken, hinaus zu müssen, gegraut hatte, wie zauberisch schön war er doch, als wir es wagten, in seine Geheimnisse hineinzublicken!

O Welt, ich lasse mich nicht mehr von dir schrecken. Es fällt mir nicht mehr ein, die Augen vor dir zu schließen. Nie mehr werde ich sagen, daß man blind sein müßte, um glücklich zu sein. Nein, sehen will ich, immer klarer, immer kühner, immer tiefer; ich weiß, daß deine Winternächte ungeahnte Herrlichkeiten bergen. Wer es je gewagt hat, in deine nächtlichen Tiefen zu schauen, wie Johannes und wie der Größere, von dem er es gelernt hat, der ruft die Anderen herbei zu gleichem Wagnis: Sehet, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeigt, daß wir Gottes Kinder heißen sollen — und wir sind es!

C G

## Werden die sittlichen Vorschriften Jesu durch seine Parusiegedanken derart beeinflußt, daß sie an Wert für unsere Zeit verlieren?

3

Voreilige könnten nun behaupten: wenn die sittlichen Vorschriften Jesu für unsere Zeit nicht berechnet sind, so hätten sie auch keinen Wert für unsere Zeit. Diese Annahme ist jedoch ganz grundlos. Weshalb denn muß eine sittliche Vorschrift für eine bestimmte Zeit gegeben sein, um für sie von Wert zu sein? Daß die nachgewiesen zeitlosen Vorschriften Jesu dennoch von Wert sind für unsere Zeit, lehrt schon die unbestreitbare Tatsache, daß diese Vorschriften nun fast zweitausend Jahre und bis in unsere Zeit hinein sich erhalten haben, einen Einfluß ausübend nicht bloß auf einzelne Individuen, sondern

auch auf die Gesellschaft unserer Zeit. Dagegen spricht nicht die Feindschaft, die heutzutage die sittlichen Vorschriften Jesu erfahren. Gerade diese erbitterte Feindschaft ist ein Beweis für die lebendige Macht der christlichen Ethik. Tote, machtlose Gegner bekämpft man doch nicht. Sonst pflegt die Menschheit unnachsichtig wie einen Fremdkörper alles auszuscheiden, was für ihre Entwicklung wertlos ist. Hier hat sie es nicht getan. So tritt denn schon die Geschichte ein für den Wert der zeitlosen Vorschriften Jesu für unsere Zeit und — alle Zeiten; denn: hat die Menschheit bis jetzt nicht die sittlichen Vorschriften Jesu ausgeschieden, so wird sie es auch fernerhin nicht tun, denn sie ist in ihrem Entwicklungsgang konsequent. Diese geschichtliche Beobachtung erschließt uns aber zwei Wahrheiten, einmal: Die christliche Ethik muß doch etwas enthalten, was dem Wesen und dem Ziel der Menschheit fördernd entspricht; sodann: Jesus muß die ganze Menschheit seiner Zeit und aller Zeiten in sich getragen haben mit all ihren Sehnsüchten, mit ihrem dunkeln Drang nach sittlicher Vollkommenheit, muß auch den rechten Weg zum Ziel gefunden haben, sonst würde er unserer Zeit wie allen andern Zeiten nichts sagen und nichts bedeuten.

So war denn der Jesus, der seine Zeit ignorierte, so recht ein Kind seiner Zeit, in welchem wie in einem Brennpunkt zusammenliefen die tiefsten Bedürfnisse der Menschheit seiner Zeit, der sie aber wiederum ausstrahlte verklärt durch die Erfüllung, die er ihnen gab. Und mehr als das: der Jesus, der alle Zeit für beendet ansah, er war auch ein Kind aller Zeiten, der in sich repräsentierte, was alle Menschheit sucht, der es auch gefunden hat und offenbart hat in seinem Leben, welches die Verkörperung seiner sittlichen Vorschriften war und die höchste Vollendung des sittlichen Menschenideals.

So müssen wir denn Jesum an das Ende der sittlichen Entwicklung der Menschheit setzen und damit an das Ende der Menschheit selber. Wollen wir wissen, wie in sittlicher Hinsicht die menschliche Gesellschaft aussehen wird am Ende ihrer Tage, so müssen wir auf Jesum sehen, der, ohne sich dessen bewußt zu sein, dieses Endbild darstellte in seinen Worten, in seinem Leben. In ihm erscheint uns die menschliche Gesellschaft der letzten Tage als eine Gemeinschaft, zusammengehalten nur durch die Liebe, das Band der Vollkommenheit, unterhalten durch den Dienst Aller gegen Alle. Geschwunden sind die alten Pfeiler der Gesellschaft, die nur zum Notbehelf da waren, die ihre Schuldigkeit getan haben und nun abgetan sind wie alles, das seinen Zweck erfüllt hat. Der Bau ist vollendet, das Gerüst wird abgebrochen. Geschwunden sind das Schätzesammeln und Schätzebesitzen: Einer hat ja, was Alle haben, und Alle, was der Eine hat. Es bedarf dann nicht mehr der Selbstsucht als eines Triebes zur Arbeit, denn die Liebe wird zur Arbeit dringen. Geschwunden sind dann auch die Ehr- und Rechtsbegriffe, heute noch notwendig zur Selbstbehauptung des Individuums und damit zur Erhaltung der Gesellschaft selber, dann aber überflüssig, weil „die Liebe Niemandem nichts Böses tut“. Geschwunden sind dann auch die Interessentengruppen, die man heute Familie und Staat nennt. Gewiß wird man seine leiblichen Verwandten ebenso innig lieben, wie heute, zugleich aber auch noch anders und nicht so ausschließlich. Auf seine Mitmenschen wird man wie der Herr hinweisen: „Siehe da, das ist meine Mutter und meine Brüder“, und die Hand ist dann zugleich über die leiblichen Verwandten ausgestreckt. Auch der Staat wird nicht mehr sein mit seiner Fürsorge für Alle und seiner — Bevormundung des Einzelnen; mit den Vorteilen, die er manchem Aufstrebenden gewährt, wie mit seiner Gleichmacherei, die manche persönliche Entwicklung hemmt; mit seinen Schranken, die er aufrichtet gegen andere Nationen, die nun auch in der Menschheit aufgegangen sind, wie mit seinen Kriegen, die dem „Friede auf Erden“ gewichen sind.

Wann aber wird eintreten das Ende der menschlichen Gesellschaft, wo sie dieses Idealbild an sich tragen, wo sie vollkommen sein wird „im Maße des vollkommenen Alters Christi“, wo sie den sittlichen Jesus verkörpern wird, der am Ende der Menschheit steht? Das mit einem bestimmten Grenzbegriff zu beantworten geht über unser Fassungs- und Ausdrucksvermögen hinaus. Nur in unbestimmten, widerspruchsvollen Wendungen können wir es aussprechen. In endloser Ewigkeit, müssen wir sagen, wird jenes Ende eintreten, in der Zeitlosigkeit wird die Zeit erfüllet sein und mit ihr die sittlichen Vorschriften Jesu, deren zeitloser Charakter auch hierin hervortritt. Oder, wenn wir uns die Dauer der Menschheit und ihre Entwicklung durch eine mathematische Formel veranschaulichen wollen, dann wäre es etwa eine Reihe ohne Ende, die dem Wert, den sie darstellen soll, immer näher kommt, aber ihn nie ganz erreicht. So erreicht auch die Dauer der menschlichen Gesellschaft und ihre Entwicklung nie das Ende, deshalb erlangen auch die sittlichen Vorschriften Jesu nie ihre volle Erfüllung in der menschlichen Gesellschaft. Aber als Zielpunkt menschlicher Sittlichkeit stehen sie klar und deutlich da in Jesu, der, aller menschlichen Entwicklung vorauseilend, sie verkörpert hat in seiner Person und dargelegt in seinem Wort.

4

Aber täuschen wir uns nicht? Steht denn Christus wirklich am Ende der Menschheit, und nicht vielmehr der Antichrist?

Darauf ist zu sagen: Nur zwei Ausgänge menschlicher Gesellschaft sind denkbar: entweder es triumphiert das Natürliche oder das Geistige. Nun lehrt ein kurzer Blick auf den Anfang der Menschheit, soweit wir ihn zurückverfolgen können, daß bisher die Menschheit bestrebt ist, sich aus ihrem natürlichen, anfangs sogar tierähnlichen, Zustand herauszuarbeiten und das Geistige in ihr zu entfalten auf Kosten des Natürlichen. Nun stellt sich Jesus mit seinen sittlichen Vorschriften entschieden auf die Seite des Geistigen. Er bekämpft ja das Natürliche, indem er die sozialen Werte bekämpft: Erwerb und Besitz, Ehre und Recht, Familie und Staat, die alle ihre Wurzel im Natürlichen haben und schon im Tier roh vorgebildet sind, er bekämpft sie um des Geistigen, der Seele, willen. Mit dem Geistigen steht und fällt seine Ethik. Aber sie wird stehen, denn eine totale Rückbildung zur anfänglichen Herrschaft natürlicher, tierischer Triebe widerspricht dem Gesetz der Entwicklung, das im Großen und Ganzen nur ein Vorwärts kennt, und ist deshalb von der Zukunft nicht zu erwarten. Nicht ein Tier, geschmückt mit allem Raffinement natürlicher Kultur, wird am Ende der Menschheit stehen, sondern der geistige Mensch, als Herr des Natürlichen, des Menschen Sohn!

Das ist aber von großer Bedeutung für unsere Zeit und für die Gesellschaft unserer Zeit, die ja im Entwicklungszusammenhange steht mit der menschlichen Gesellschaft jener endlosen Endzeit. Das ist der Wert der sittlichen Vorschriften Jesu für unsere Gesellschaft, daß sie ihr das Zukunftsziel stecken, dem sie zustreben soll. Das Zukunftsziel, nicht das Gegenwartsziel. Wollten wir jenes Endbild auf unsere Zeit einfach übertragen, so hieße das aller Entwicklung vorgreifen und ein altes Kleid mit einem neuen Lappen flicken, der Lappen reißt doch wieder vom Kleid, und der Riß wird ärger. Hier ist jenes „Unmöglich! Unersprießlich!“ ganz am Platz. Unsere Zeit hat nicht die Bestimmung, schon der Tempel der Vollkommenheit zu sein; aber eine Stufe muß sie sein auf der Treppe, die hinaufführt. Daraus ergibt sich für die Behandlung der sozialen Werte unserer Zeit ein Zwiefaches: einmal, daß wir sie noch nicht fallen lassen dürfen, sie haben ihren Zweck noch nicht erfüllt; sodann aber, daß wir sie mehr und mehr vergeistigen, versittlichen müssen und damit überwinden. Zeigen sie doch, wie alles Natürliche, ein doppeltes Gesicht. Das Natürliche erscheint einmal als der Träger des Geistigen, als sein Diener, dann aber auch als sein Widersacher, wenn es sich zum Herrn machen will. Dies aber darf nicht sein! Das Auge fest auf den Zielpunkt gerichtet muß unsere Zeit, ihre natürlichen Stützen mehr und mehr vergeistigend und versittlichend, sich über diese und über sich selbst ein Stück hinausheben. Daß da schon Manches geschehen ist, daß die natürlich-sozialen Werte: Erwerb und Besitz, Ehre und Recht, Familie und Staat sich, gegen früher gehalten, nicht unbeträchtlich ge-

wandelt haben zum Geistigen und Sittlichen hin, daß auch das königliche Gesetz der dienenden Liebe, so „unnatürlich“ es auch ist, daß dieses Gesetz, das dermaleinst zum alleinigen Gebieter berufen ist, sich bis in unsere Zeit mehr und mehr durchgesetzt hat: das brauche ich wohl nicht nachzuweisen. Aber darum gilts unserer Zeit und unserer Gesellschaft dennoch: Immer vorwärts! Los auf das Endziel, das uns die sittlichen Vorschriften Jesu vorhalten und damit ihren Wert bekunden für unsere Zeit!

Diesen Wert aber haben ihnen die beeinflussenden Parusiegedanken erst gegeben. Sie haben ihnen den zeitlosen, unsozialen Charakter gegeben, der sie bewahrte vor der Verquickung mit einer bestimmten Zeitperiode und mit dem Natürlichen dieser Zeit; sie haben ihnen den individuell-geistigen Charakter aufgeprägt, der sie auf die Seite des Geistigen stellte, so daß sie mit der Grundlinie der menschlichen Entwicklung zusammenfielen. Die Parusiegedanken haben so die sittlichen Vorschriften Jesu zeitlich und inhaltlich zum Zielpunkte menschlich-sittlicher Entwicklung gemacht und damit zugleich ihnen Wert verliehen für unsere Zeit, sodaß denn von einem Einfluß der Parusiegedanken Jesu auf seine sittlichen Vorschriften geredet werden kann, ja geredet werden muß, aber von einem Wertverlust dieser nimmermehr, sofern „unsere Zeit“ die menschliche Gesellschaft unserer Tage bedeutet.

Schluß folgt — Walter Doering

---

## Rom und der Orient

### Der Artikel des Prinzen Max

3

Durch die Einziehung des Artikels wird seine Beurteilung natürlich sehr erschwert; wir sind angewiesen auf die Auszüge, die katholische Blätter nach Berichterstattung italienischer Korrespondenten brachten, und auf das päpstliche Rundschreiben, das einzelne Punkte heraushebt. Daß Prinz Max mit seinen Ausführungen zum guten Teile, „stellenweise wörtlich“, dem auf dem Index stehenden Werke des später mit dem Kirchenglauben zerfallenen ehemaligen Münchener Dozenten Alois Pichler „Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen Orient und Okzident“ (1864) gefolgt sei, ist von ihm selbst bündig dementiert worden: der Artikel beruht auf selbständigen Quellenstudien. Nach einer Mitteilung des Corriere d'Italia erklärte der Prinz, er habe beabsichtigt, die Art und Weise darzustellen, wie die Schismatiker sich die Union mit Rom vorstellen; dieser objektiven Darstellung habe er seine eigne Meinung hinzugefügt und praktische Normen angegeben, die nach seiner Ansicht die römische Kirche hätte annehmen können. Darin hat er sich nun freilich gründlich getäuscht, und der Grund ist der: Prinz Max ist zu historisch-objektiv vorgegangen und zu wenig dogmatisch-hierarchisch. Er hat als Sachkenner die historisch begründeten Schwierigkeiten sorgsam erwogen und als Realpolitiker Vorschläge gemacht, die ernster Erwägung wert waren. Freilich, sie stimmten nicht mit den dogmatischen Forderungen Roms, und daß sie diese historisch ad absurdum führten, will Rom nicht einsehen! (Und kann es auch von seinem Standpunkt aus nicht.) Prinz Max hat, der Wahrheit der Geschichte entsprechend (s. v. Nr.), offen ausgesprochen, daß

> ein schlecht geleiteter Wunsch, die Union herbeizuführen, die Lateiner*) zu Gewaltmaßregeln veranlaßt hat, als sie sich im Orient befanden. Durch Verfolgung der orientalischen Kirche auf alle Art haben sie die Lösung der Frage mehr und mehr fast zur Unmöglichkeit gemacht. Anderseits haben manche Orientalen, gereizt durch die Art, wie Rom die Unionen schloß, die Unierten verfolgt, wie Rußland es machte bei der Teilung Polens.

Dazu bemerkt der Papst:

> Auch wird den geschichtlichen Tatsachen Gewalt angetan, wenn jene heiligen Unternehmungen, die Kreuzzüge, gleichsam als Raubzüge dargestellt werden, oder, was noch schlimmer ist, die römischen Päpste beschuldigt werden, ihr Eifer für die Wiedervereinigung der orientalischen Völker mit der römischen Kirche sei der Herrschsucht zuzuschreiben, nicht ihrem apostolischen Eifer für die Herde Christi.

*) Die Abendländer, die Römischkatholischen. — D H

Speziell hat der Prinz behauptet, wiederum historisch richtig, bei der Union in Florenz seien die Griechen von den Lateinern gezwungen worden, die Unionsformel zu unterschreiben, oder sie seien durch falsche Argumente zur Annahme des Dogmas vom Hervorgehen des heiligen Geistes aus dem Sohne veranlaßt worden. Das hat bei Pius X. „nicht geringes Staunen verursacht“.

Prinz Max wirft nun die Frage auf, ob es nach der geschichtlichen Vergangenheit sich überhaupt noch lohne, über die Möglichkeit einer Wiedervereinigung sich auszulassen? Antwort: Guter Wille war wohl auf beiden Seiten da, aber die Wege, zum Ziele zu kommen, wurden beiderseits ganz verschieden bestimmt. Man muß sich daher zunächst einmal darüber klar werden, was man eigentlich will, was man unter Union versteht:

> Das hat man niemals getan. Die lateinische Kirche hat der orientalischen ihren Begriff von der Union auferlegt, ohne lange zu fragen, ob diese Auffassung die Billigung ihrer Schwester finde. Sie hat sich immer auf den Standpunkt gestellt: ich habe die Gesetze zu machen. Für die abendländische Kirche war die Union immer gleichbedeutend mit völliger Unterwerfung. Die morgenländische Kirche wurde immer als rebellische Tochter der römischen Kirche angesehen. Für die orientalische Kirche aber ist die Union Freundschaft, Eintracht, Schwesterlichkeit, nicht Unterwerfung. Sie betrachtet die zwei Zweige der Christenheit als zwei Schwestern, gleich einander an Würde und Recht. Sie hat auch die Auffassung, daß, um zur Wiedervereinigung zu kommen, man auf den Ausgangspunkt zur Zeit der Trennung zurückgehen müsse. Die beiden großen Hälften der Christenheit müßten dieselben Wahrheiten glauben, welche sie vor der Trennung geglaubt haben. Die orientalische Kirche betrachtet die Lehren des lateinischen Mittelalters und außerdem die im neunzehnten Jahrhundert dogmatisierten Wahrheiten als Abirrungen.

In dem Allen hat der Verfasser vollkommen Recht; daß Rom so denkt, zeigt — Pius X., und daß der Orient so empfindet, die Geschichte. Stehen aber die Dinge so, so muß, soll wirklich Etwas erreicht werden, mit der bisherigen Praxis gebrochen werden:

> Es würde also nötig sein, daß die abendländische Kirche sich frei mache von den Lehren, welche der Union und der schwesterlichen Eintracht hindernd im Wege stehen. In dem Augenblick, in welchem sie dieses Opfer bringen würde, würde die Einigkeit, welche sie durch diese Neuheiten zerstört hat, wiederhergestellt sein. In Wahrheit sehen wir, daß die morgenländische Kirche fast immer die römische Auffassung von der Union anzunehmen sich geweigert hat, welche ihr unannehmbar erschien. Nur unter dem Einfluß sehr dringender politischer Umstände hat sie einigemal Neigung gezeigt, das System anzuerkennen, welches Rom wünschte und welches ihr odios erschien.

Was Rom wollte, war überhaupt keine Union. Union ist ein Vertrag auf der Basis der Gleichberechtigung der Kontrahenten:

> Ich verstehe nicht unter dem Namen Union eine vollständige Unterwerfung, welche als ein Widerspruch gegen den Begriff selbst erscheinen würde. Die Union darf keineswegs betrachtet werden als eine Beugung der morgenländischen Kirche unter das Joch der lateinischen. Diese zwei Zweige des Christentums sind durchaus Schwestern, die eine der anderen gleich in jeder Beziehung. Es existiert kein Privileg, kein Recht der Gesetzgebung der abendländischen Kirche als solche.

Ist nun aber eine Union auf dieser Grundlage der Gleichberechtigung römischerseits möglich? Offenbar muß Rom dann von gegenwärtigen Ansprüchen und Anschauungen Etwas preisgeben. Das ist aber, meint Prinz Max, durchaus möglich, denn jene sind historisch geworden und gehören nicht zum Wesen der römischen Kirche:

> Die kirchliche Verfassung, wie sie sich heute darstellt, ist wohl verschieden von der, wie sie im Altertum war.

**Im ersten Jahrhundert war die Regierung der katholischen Kirche nicht Monarchie, der beanspruchte Primat Petri ist nicht zu beweisen, Paulus ist „als ein in jeder Beziehung gleicher Bruder des heiligen Petrus anzusehen“. Die gegenwärtige Kirchenverfassung ist wesentlich ein Produkt einer gewaltigen Aenderung im neunten Jahrhundert:**

> Seit dem neunten Jahrhundert ist die kirchliche Verfassung von Grund aus geändert worden im Abendland. Die Kirche wurde eine absolute Monarchie und wurde ähnlich einem Staat, welcher in Provinzen geteilt ist. Dieses System hat teilweise seinen Ursprung genommen aus den Dekretalen des Pseudo-Isidor, welche in jener Zeitperiode erschienen sind. Dieses System war gewiß gut und nützlich im Abendland. Es hat die Einheit und Einigkeit der Sitten gestärkt,

aber man wollte es von Anfang an der morgenländischen Kirche aufdrängen, und dieses war sicherlich eine der Hauptursachen, welche zur Trennung der Kirchen führte. Wenn man vom christlichen Altertum redet, stellt man sich immer dieselbe Gestaltung vor, welche die kirchliche Verfassung von Heute hat. Wenn man den Orientalen auf der einen Seite ihre Riten läßt, unterwirft man sie gleichzeitig vollständig der päpstlichen Jurisdiktion und selbst der einer römischen Kongregation. Sie müssen vielen ausschließlich lateinischen Gesetzen folgen und der ganzen lateinischen Theologie in jeder Beziehung. Sie sind in Wirklichkeit nichts als Lateiner mit griechischer Gewandung — manchmal nicht einmal mehr in dieser — und mit orientalischen Gebeten, aber keineswegs vollgültige Vertreter der wahren orientalischen Kirche. Sie sind eine lebendige Verneinung der ganzen Kirchengeschichte des Altertums und des Orients. Weit entfernt, die Frage der Union überhaupt zu fördern, dient das Vorhandensein dieser Unierten vielmehr dazu, sie zu verzögern.

Eben weil keine Union vorliegt, sondern Unterwerfung. Die orientalische Kirche muß selbständig bleiben bei einer Union:

wirklich bleiben das, was sie ist. Es ist eine ungerechte und jeder Geschichte widersprechende Auffassung, in der orientalischen Kirche nur eine Fraktion, eine Provinz der römischen zu sehen.

Es muß werden, wie es war vor der Trennung, im christlichen Altertum. Die beiden Vertragskontrahenten müssen gegenseitig paktieren. Rom soll nur

die Rechte beanspruchen, welche der Papst gehabt hat und ausübte in jener Zeitperiode (d. h. im Altertum vor der Trennung). Die wird die orientalische Kirche, meint Prinz Max, ohne Zögern zugestehen. Rom muß ferner auf das Taxenwesen gegenüber dem Orient verzichten, damit den Orientalen nicht die Meinung käme, Rom handle aus Selbstsucht. Am heikelsten ist die dogmatische Differenz zwischen beiden Kirchen, vor allem die des filioque, des Fegfeuers [die Griechen kennen nur Gebete für die Toten, aber nicht den besonderen Ort der Strafabbüßung im Jenseits] und der unbefleckten Empfängnis Mariä.

Aber auch hier findet Prinz Max einen Ausgleich durch die Geschichte, wenn er sich auch allem Anschein nach bei diesem Punkte sehr vorsichtig ausgedrückt hat. Das Dogma von der Hervorgehung des heiligen Geistes aus dem Sohne könne keineswegs aus den Evangelien und aus dem Glauben der alten Väter bewiesen werden. Sind die Dogmen vom Fegfeuer und der unbefleckten Empfängnis Mariä (bekanntlich festgesetzt 1854!) wirklich von den Heiligen der früheren Jahrhunderte anerkannt worden? Sind sie nicht vielleicht nur theologische Formeln, die als Folgerungen alter Prämissen aufgestellt wurden? Jedenfalls muß gefragt werden:

Ist es gerecht, daß man seiner morgenländischen Schwester Gedanken aufdrängt, wie es die abendländische Kirche getan hat zu Lyon und Florenz? Nein, nochmals nein, denn damit unterstützt man die Heuchelei und man läßt Leute Dinge bekennen, welche ihnen falsch erscheinen. Man müßte beweisen können, daß es unter ihnen wenigstens in vieler Beziehung keineswegs eine wirkliche Glaubensdifferenz gibt, sondern nur eine solche hinsichtlich der theologischen Formeln. Es wäre Pflicht der abendländischen Kirche, er morgenländischen zu beweisen, daß ihre Definitionen nur Gestalungen von Konklusionen sind, die aus dem christlichen Altertum beannten Prämissen gezogen wurden. Die morgenländische Kirche wird diese Art zu sehen als gut und rechtmäßig anerkennen, ohne sich selbst verpflichtet zu erachten, alle diese Dogmen zu predigen, und so wird man in Frieden leben, die eine an Seite der andern, ohne sich gegenseitig zu beschuldigen. Wenn später einmal ein allgemeines und freies Konzil der ganzen Christenheit zustande kommt, wo selbst die Orientalen, ohne durch irgendeinen moralischen Zwang gedrängt zu sein, sich vollständig überzeugen würden von der Wahrheit der abendländischen Lehren und sie formell anerkennten, alsdann werde die orientalische Kirche auch dieselben ausdrücklich predigen und verkündigen.

Das sind sehr gesunde und vernünftige Gedanken. Es ist, dank der Inhibierung der Zeitschrift, nicht Alles klar, aber der Grundgedanke ist hinlänglich deutlich: die Union soll eine Art Bundesstaat sein, so etwa wie das Deutsche Reich aus der Vielheit der beteiligten Staaten zur Einheit verbunden ist. Die Rolle des deutschen Kaisers würde in der Union der Papst spielen, aber (im Bilde gesprochen) das preußische Regiment würde nicht einfach dem anderen Föderativgenossen sich aufoktroyieren, dieser vielmehr seine Selbstständigkeit behaupten, so wie Bayern, Württemberg usw. sie auch besitzen. Erst in allmählicher Entwicklung soll die Einheit eine organische werden. Zunächst Schonung der Eigentümlichkeiten, keine Vergewaltigung! — Ob eine solche Union möglich ist, bleibt eine Frage für sich; jedenfalls aber sind die Erwägungen sehr ernst und sehr gründlich, wirklich sachkundig. Es ist nur zu wahr, was Prinz Max schreibt:

Wenn man die Geschichte studiert, erkennt man, daß das Abendland immer den Orient beeinflussen wollte, ohne ihn zu kennen. Seine Seele war ihm fremd. Gewiß waren die Maßregeln Roms oft bestimmt durch eine vortreffliche Absicht, aber Rom kannte niemals den Orient und sagte ihm oft leider die unzeitigsten Dinge.

Wie aber hat Rom diesen, aus warmer Liebe zum Orient geborenen Artikel heruntergeputzt! Herr Pellegrini im zweiten Hefte der Zeitschrift Roma e l'Oriente hob an, der Papst in seinem Rundschreiben folgte. Wie ein Schulbube wird der gelehrte und sachkundige Verfasser abgekanzelt! In dem Papstschreiben ist der Name des Prinzen zwar nicht genannt, aber sein Aufsatz wird zerpflückt und die Kritik urbi et orbi mitgeteilt! Er „enthält so viele und so schwere theologische und historische Irrtümer, daß kaum eine größere Anzahl auf wenigeren Seiten zusammengestellt werden könnte.“ Und der Beweis? Alles eher als ein historischer! Es wird einfach dekretiert und ausgestrichen, so wie der Lehrer mit der roten Tinte einen großen Strich durch einen Aufsatz zieht! „Ebenso kühn als falsch“, „in höchst unkluger Weise“, „widersprechend der katholischen Lehre“, „großes Aergernis“, „schmerzliches Erstaunen“, „aufdringliche Entstellung“, „allzukühne, wahrheitswidrige Verdrehung der meisten geschichtlichen Tatsachen hinsichtlich der Ursache der orientalischen Spaltung“ — das und noch andere Schlagwörter sind die päpstliche Kritik. In härtester Weise prallen Geschichte und Dogma auf einander. Das Dogma des filioque, eben weil es Dogma ist, darf nicht als aus Evangelien und Kirchenvätern unbeweisbar hingestellt werden; die Dogmen vom Fegfeuer und der unbefleckten Empfängnis Mariä sind von den Heiligen früherer Jahrhunderte anerkannt; Petrus hat nicht den Paulus gleichberechtigt neben sich gehabt; es ist falsch, zu behaupten, die Regierung der katholischen Kirche sei in dem ersten Jahrhundert nicht monarchisch gewesen oder der Primat der römischen Kirche habe keine beweiskräftigen Stützen. Die vom Prinzen aufgeworfene Frage, ob denn die nach der Trennung von den Griechen (seit dem neunten Jahrhundert) gefeierten Konzile wirklich ökumenische (allgemeine und allgemein verbindliche) gewesen seien, einschließlich des Vatikanum, da ja die Orientalen einigemal überhaupt auf ihnen nicht vertreten waren, ist „Vergewaltigung der geschichtlichen Tatsachen“. Der Unionsplan aber, dieses reiflich durchdachte und überlegte Programm, wird hingestellt als „Plan einer phantastischen Union, wonach künftig von beiden Kirchen nur das als gesetzmäßig anerkannt werden solle, was gemeinsames Besitztum vor der Spaltung war, das Uebrige aber möge als überflüssiger und zweifelhafter Zusatz mit Stillschweigen übergangen werden“. Mit andern Worten: Rom verlangt einfach Gehorsam von den Orientalen, wie Prinz Max das sehr richtig gezeichnet hatte; von einem Vertrage gleichberechtigter Kontrahenten ist keine Rede; Rom hat die Wahrheit, und der Orient muß sich allen römischen Dogmen beugen, ohne Unterschied; Freiheit ist nur auf dem Gebiete des Kultus und der Disziplin möglich, nicht aber auf dem der Jurisdiktion und Lehre. Nicht ein Bundesstaat sollen Orient und Okzident werden, vielmehr der Orient eine römische Provinz. Das ist „Union“ im Sinne des Papstes. Sic volo, sic iubeo. Dabei muß es bleiben. Beharren bei der überkommenen Lehre, „wenn auch ein Engel vom Himmel ein anderes Evangelium verkündet“! Vor der Gewalt des Dogmas muß einfach Alles schweigen, Vernunft, Geschichte, praktischer Sinn.

Rom wird vergeblich auf diese Union warten; auch der Appell, „daß alle Menschen guten Willens unermüdlich alle Kräfte anspannen“, auch die „heißen Gebete an den heiligen Geist, den Tröster“ werden nicht helfen. Die Geschichte läßt sich nicht spotten, und auch in ihr redet Gott der Herr. Die Griechen wissen jetzt, woran sie sind.

4

Die Schweizerische Kirchenzeitung, deren Artikel (von Professor Meyenberg 1910, 51 f. 1911, 1) über den Fall des Prinzen Max sich durch große Sachlichkeit, Ruhe und Wärme

auszeichneten, hat von vornherein die ganze Angelegenheit unter den Gesichtspunkt einer innerkirchlichen theologischen Differenz gestellt. Dieser Standpunkt scheint mir der richtige zu sein. Einen politischen Vorstoß des Papstes gegen das sächsische Königshaus, etwa als Rache für den Protest gegen die Borromäusenzyklika, annehmen zu wollen, wie z. B. die Münchner Neuesten Nachrichten versuchten, ist verfehlt. Nicht als Prinz, sondern als Gelehrter und Priester ist der Freiburger Professor zurechtgewiesen worden. Wenn Meyenberg dem die apologetische Wendung gibt: „Daß aber die Kirche ihre doktrinären Korrekturen ohne Personenrücksichten vollzieht, sollte in unserer sozial angehauchten Zeit auch in weitesten Kreisen Verständnis finden", so ist der Grundgedanke richtig: die römische Kirche hat Lehre geurteilt, unbekümmert um den Autor. Wenn der sächsische Staatsanzeiger im amtlichen Auftrage unter dem 24. Dezember eine Erklärung brachte, die die Zurückziehung des Artikels für opportun erklärte und die dogmatische Rechtgläubigkeit des Prinzen betonte, so handelte es sich nicht, wie die Kreuzzeitung vermutete, um eine Einmischung der sächsischen Regierung, auch nicht um einen Vorstoß des apostolischen Vikars für Sachsen, Bischof Schaefer, vielmehr lediglich um einen persönlichen Wunsch des Königs, in die Angelegenheit Klarheit zu bringen; der König hatte den Bischof Schaefer angehört, weil Prinz Max dessen Jurisdiktion als Priester des apostolischen Vikariats Sachsen untersteht. Die Angelegenheit ist innerkirchlich geblieben.

Sie zeigt an einem typischen Falle die Vorherrschaft des Dogmas über die Geschichte in Rom. Den historischen Entwicklungsbegriff kennt Rom nicht, seine Dogmen sind von Anfang an in der Christenheit gewesen, wenn auch nicht in voller Entfaltung, so doch keimartig. „Alle Dogmen erblühten aus Keimen und Samenkörnern, die im Leben Jesu, im mündlichen und schriftlichen Urevangelium sich finden", sagt Meyenberg (Nr. 51). So ist der Primat Petri nicht geworden, sondern virtuell und potentiell seit Jesu Lebzeiten (Matth. 16, 18 ff.) vorhanden gewesen. Professor Hugo Koch, der nachwies, daß Cyprian den Primat Petri nicht kannte, mußte folgerichtig seine Lehrtätigkeit in Braunsberg aufgeben. Das hat Rom nicht jetzt zum ersten Male ausgesprochen; der Satz Ecclesia Romana semper habuit primatum reicht bis in die alte Kirchengeschichte zurück, er ist nachweisbar seit 445. Nicht weil er Pseudo-Isidor bekämpfte, ist der Prinz gemaßregelt worden — Pseudo-Isidor gilt auch auf katholischer Seite als eine zum Teil gefälschte Sammlung — sondern weil er mit Pseudo-Isidor etwas Neues in die Geschichte eintreten ließ. Neues unter der Sonne kennt die katholische Lehre nicht, keine Entwicklung, sondern nur Auswicklung.

Uns Protestanten trifft natürlich die päpstliche Verwerfung des Begriffes „Schwesterkirche" so gut wie die Orientalen. Die Kölnische Zeitung machte sich das Vergnügen, die Kölnische Schwester (Kölnische Volkszeitung) darauf aufmerksam zu machen, sie habe früher einmal auch die evangelische Kirche „Schwesterkirche" genannt — also sei sie in gleicher Verdammnis wie der Prinz. Der aus dem Bitter-Roeren-Streit sattsam bekannte Dr. Kaufmann (vgl. Christliche Welt 1910 Nr. 52) sekundierte. Aber die Volkszeitung (1911, 5) replizierte einwandfrei. Der Katholizismus unterscheidet zwischen „Schwesterkirche" in dogmatischem und „Schwesterkirche" in politischem Sinne. In ersterem ist der Begriff verboten, die katholische Kirche ist dogmatisch die alleinseligmachende; in letzterem Sinne, dem des bürgerlichen Verkehrs, ist der Begriff erlaubt. Meyenberg formuliert (a. a. O. Nr. 52):

> Den Begriff einer Schwesterkirche im theologisch-dogmatischen Sinne erkennt die Kirche mit Recht den Getrennten nicht zu. Nie darf der bürgerlich berechtigte Standpunkt der zivilen und kulturellen Toleranz und Zusammenarbeit die dogmatische Wahrheit der Kirche verwischen, die die Verwerfung von Dogmen nie approbieren und die Trennung vom Primat nicht als bloßen Wegzug einer Schwester betrachten kann und darf.

Diese Unterscheidung ist nicht etwa ein Angstprodukt aus der gegenwärtigen Situation, auf ihr beruht überhaupt die ganze Position des Katholizismus innerhalb einer paritätischen Gesellschaft. Von Dogma wegen ist eine akatholische Gesellschaft, vollends eine akatholische Kirche, nicht existenzberechtigt (man vergleiche die mittelalterliche Uniformität mit dem notwendigen Gegenstück der Ketzerverfolgung); aber die Kultur hat sich trotz Dogma durchgesetzt und sich von der katholischen Kirche die zivile Anerkennung errungen (den verwickelten Prozeß, wie das möglich wurde, lasse ich bei Seite, es spielt das Naturrecht dabei eine Hauptrolle). Daß die katholische Kirche knurrt gegen diese Anerkennung, zeigt der Ultramontanismus; aber gerade die Kölnische Volkszeitung, voran ihr Redakteur Julius Bachem, der Herausgeber des Staatslexikons, hat sie stets vertreten (man vergleiche den Artikel „Bekenntnisfreiheit" von J. Pohle in der dritten Auflage des Staatslexikons). Mehr wie die zivile Anerkennung als „Schwesterkirche" kann der Protestantismus vom dogmatisch korrekten Katholizismus nicht beanspruchen: wäre sie nur wirklich immer „zivil"!

In schlimmster Weise hat der Fall des Prinzen Max das mit der Enzyklika Pascendi eingerissene Denunzianten- und Spitzelsystem in der römischen Kirche beleuchtet. Kaum kann heute ein katholischer Gelehrter noch eine selbständige Meinung aussprechen, die Spitzel sitzen in allen Ecken. Selbst Kölnische Volkszeitung, Schweizerische Kirchenzeitung und Neue Züricher Nachrichten beklagten das schroffe Vorgehen des Osservatore Romano und des Abtes Pellegrini. Diese Camarilla ist das Schlimmste an der ganzen gegenwärtigen kurialen Politik; ich glaube, mancher Katholik möchte einen Herkules herbeisehnen, der dieses Geschmeiß hinausfegte. Freilich, Pius X. hat es mit seinen Erlassen selbst gezüchtet! In dem sehr lesenswerten Buche von Maurice Pernot über Pius X. (Paris, F. Alcan 1910) findet sich der treffende Satz: Jamais le journalisme n'avait joué un tel rôle dans la politique de l'église Romaine. In den Händen von Redakteuren, der Osservatore Romano an der Spitze, laufen die Denunziantenfäden zusammen, die Presse schlägt Alarm, der Skandal ist da, der päpstliche Blitz folgt. Man hat sich im Falle des Prinzen Max überhaupt nicht die Mühe einer ernstlichen Prüfung genommen. Das ist das moralisch Anstößigste an der ganzen Sache.

Und nun in einem nächsten Aufsatze — der Moderniteneid.

Walther Köhler

---

## Die Geschichte der altchristlichen Kirche in Nordafrika

4

Als der Kirchenfriede eintrat, hatte das Heidentum natürlich noch die Mehrheit. Charakteristisch ist, daß mit dem Wechsel der Religionspolitik keineswegs, wie wir erwarten würden, ein Beamtenwechsel stattfindet. Derselbe Anulinus, der die Christen von Karthago unter Diokletian gefoltert hatte, verteilte die Geldgeschenke Konstantins an die Gemeinden. Heidnische Tempelweihinschriften haben wir im dritten Jahrhundert und noch länger für beinahe jedes Jahr. Arnobius und Laktanz bezeugen die dauernde Indifferenz, ja Feindschaft der Gebildeten gegen das Christentum, und noch Augustin hat sich mit der Apuleiuslegende abzugeben. Mit Repressalien gegen das Heidentum beginnen erst die Söhne Konstantins. Aber wie weit ihre Gesetze in Afrika zur Durchführung kamen, ist sehr fraglich. Jedenfalls sind die höheren Beamten, die z. B. im donatistischen Streit auftreten, meist Heiden.

Die Episode Julians kam in Afrika mehr den Donatisten als den Heiden zu Gute. Auch sein christlicher Nachfolger bedrückt diese keineswegs. Gerade unter ihm begegnen den Verordnungen der Söhne Konstantins zum Trotz mehrere Tempelrestaurationen. Ein paar Jahre später ist der Heide und Verteidiger des Heidentums, Symmachus, derselbe, der gegen die Entfernung der Viktoriastatue aus dem Senatssitzungssaal in Rom protestierte, Prokonsul von Afrika und behält dort auch nach Ablauf seines Amtes Besitz und Einfluß. Eine völlig heidnische Physiognomie zeigt die allbekannte Beschreibung Karthagos bei Augustin, die sich etwa auf dieselbe Zeit bezieht. Die für den Orient so einschneidende schärfere Gesetzgebung

Gratians und Theodosius' scheint für Afrika zunächst wenig wirksam geworden zu sein. Erst für 399 erwähnt Augustin, daß die Tempel in Karthago geschlossen wurden. Dabei erregt die Umweihung des Juno-Caelestis-Heiligtums einen so bedeutenden Aufstand der Heiden, daß man sich zu seiner Zerstörung entschloß. Die Spiele der religiösen Feste durfte man dem Volk nicht nehmen; sie ihres religiösen Charakters zu entkleiden, war schließlich nur theoretisch durchführbar. Noch 425 müssen religiöse Zeremonien vor Kaiserbildern verboten werden, und noch die Vandalen, die 429 landeten, fanden Tempel zu zerstören.

Auch die von der gleichen Behandlung betroffenen Juden erhalten sich bis in die byzantinische Zeit ungeschwächt. Und ebenso vergeblich sind die Verfolgungen der Manichäer, die die der Christen zum Teil an Grausamkeit übertreffen. In seiner abendländischen Ausprägung ist der in Afrika ganz besonders stark verbreitete Manichäismus am besten als eine Art Freimaurertum zu charakterisieren. Die Zugehörigkeit zur Sekte schloß kein anderes Bekenntnis aus. Wir finden Manichäer unter den katholischen Geistlichen und nicht weniger zur Vandalenzeit unter den arianischen. Noch im achten Jahrhundert begegnen afrikanische, von den Arabern verjagte Kleriker in Rom dem dezidierten Verdacht, daß sie Manichäer wären.

Der Niedergang des Heidentums wiederholt und zwar bis in die Einzelheiten hinein in umgekehrter Folge die Entwicklung, die das Christentum zu seinem Siege geführt hatte.

5

Wir kehren zur afrikanischen Kirche zurück. Es wurde schon angedeutet, daß in der diokletianischen Verfolgung zwei gegnerische Richtungen hervortreten: eine gemäßigte und eine fanatische. Sei es daß die Personen sich deckten, sei es daß man sich gegen den gemeinsamen Gegner verband: jedenfalls weist die bekenntnisfrohe Gruppe zugleich einen lokalpatriotisch numidischen und einen antistaatlichen Charakter auf. Eifersüchtig wacht sie über die durch den Primat Karthagos gefährdete Unabhängigkeit Numidiens und wehrt sich vor allem gegen die stete Korrespondenz Karthagos mit dem ultramarinen Rom. Stolz auf die Ehrenzeit der verfolgten Kirche nimmt sie den verdächtigen und der Frömmigkeit nicht ungefährlichen Frieden des Staats nur widerstrebend an. Bei der Neubesetzung des Bischofstuhles von Karthago kamen die bestehenden Differenzen zum Ausbruch. Der von dem gemäßigten Mensurius, der 311 gestorben war, und seiner Partei gewünschte Nachfolger, Caecilian, betrieb, die Machenschaften der Gegner fürchtend, eiligst seine Ordination und ignorierte dabei ein Gewohnheitsrecht, nur ein solches, der numidischen Bischöfe. Diese setzten ihm in Maiorinus einen Gegenbischof, hinter dessen unbedeutender Person schon damals sein hochbedeutender, auch von den Gegnern widerwillig anerkannter Nachfolger Donatus stand. Er gab seiner Partei ihren Namen und wurde von ihr der Große genannt. Durch eine von Caecilian früher schon gekränkte vornehme Dame aus Karthago verfügten die Donatisten über sehr bedeutende Geldmittel. Wie später nachgewiesen wurde, konnten sie 45000 Mk. für Bestechungszwecke verausgaben. — Man appellierte an den Kaiser, der seinerseits dem römischen Bischof die Entscheidung übertrug. Sie fiel für Caecilian, und Konstantin hat sie wiederholt bestätigt. Dennoch schwankte seine Politik zwischen Bedrückung und Umwerbung der Donatisten, ein deutlicher Beweis, wie viel mehr als eine kirchliche Gruppe diese in Afrika darstellten. Sie hatten in dem Vorwurf, daß unter den Ordinatoren Caecilians ein Traditor gewesen sei, ein Bischof also, der an die Beamten Diokletians heilige Bücher ausgeliefert habe, einen neuen Grund gegen Caecilian und zugleich ein für die Massen wirkungsvolles religiöses Losungswort, das der „reinen Kirche" gefunden. Daß diese reine Kirche nur in Afrika existierte, wie man ihnen katholischerseits unermüdlich vorhielt, demütigte sie gar nicht, sondern steigerte ihren Stolz. Endlich verbündeten sie sich mit den Circumcellionen, schweifenden Banden halb sozialen, antimammonistischen, halb religiösen Charakters, einer Erscheinung, wie sie im Mittelalter sich oft wiederholt und um diese Zeit auch in Gallien und anderwärts auftritt. Sie wurden die Streiter der reinen Kirche, prügelten und plünderten alles, was Geld hatte oder katholisch war, und erwarben bei Straßenraub, Brandstiftung, Kirchenschändung billig das heißersehnte Martyrium. Die Tatsache, daß die den Donatismus bekämpfende Kirche des Punischen mächtige Prediger suchte, beweist, wie dieser auch die eigentlichen Afrikaner zu gewinnen vermocht hat. Konstanz, Konstantins Sohn, versuchte es mit schärferem Vorgehen und erreichte auch nicht wenig. Aber unter Julian holten die Donatisten alles wieder ein. Sie gründen sogar unter den Afrikanern Roms und Spaniens kleine Gemeinden. Ihr Fanatismus erreichte jetzt seinen Höhepunkt. In geplünderten katholischen Kirchen gefundenes Abendmahlsbrot ward Hunden vorgeworfen. In einer Stadt soll es donatistischer Terrorismus dazu gebracht haben, daß für Katholiken kein Brot gebacken wurde. Mit geringen Schwankungen, die wir hier nicht verfolgen können, steigt der Anhang der Sekte ständig; sie bringt es um 390 auf 400 Bischöfe. Mit dem Fall ihres numidischen Protektors, des Comes Africae Gildo, eines eingeborenen Prinzen, und der Hinrichtung ihres geistlichen Hauptes, Gildos ständigen Beraters, Optatus von Thamugadi, beginnt der Niedergang, den innere Spaltungen und eine selten kluge, von jeder Rachsucht freie Versöhnungspolitik der Katholiken förderte. Gegen die Circumcellionen, deren Treiben es soweit hatte kommen lassen, daß Niemand mehr als katholischer Geistlicher sein Leben riskieren wollte, erbat man seit 404 die staatliche Waffenhilfe. 411 zwang man die Donatisten zu einem Religionsgespräch, in dem sie unterlagen. Sie lösen sich rasch auf. Geringe, umso fanatischere Reste erhalten sich bis in die arabische Zeit.

Aber der Sieg des Katholizismus war ein Pyrrhussieg. Nicht nur, daß die Donatistischen Kämpfe tausende von Menschenleben gekostet, unendlich viel Wohlstand vernichtet und alle Ordnung in Unsicherheit verkehrt hatten. Schließlich wird man den Donatismus doch auffassen müssen als einen, ob auch hybriden Versuch einer landeskirchlichen Bildung, zu dem die beginnende Auflösung des Römerreiches überall drängte. Die katholische Kirche Afrikas hielt am Reiche fest, — um mit ihm zu Grunde zu gehen, wie sich alsbald zeigen sollte.

6

429 erschienen, von den Donatisten begrüßt, die Vandalen in Afrika. Ob es richtig ist, daß der usurpierende Comes Bonifatius sie gerufen hat, ist mit Grund bezweifelt worden. Ja oder nein, sie wären jedenfalls auch ungerufen gekommen. In raschem Zuge eroberten sie das kaum verteidigte Land. Sie brachten der katholischen Kirche eine Verfolgungszeit, die die vorkonstantinische in den Schatten stellte. Eine ganze neue Martyrienliteratur ist aus ihr hervorgegangen.

Der Historiker wird die nicht zu leugnende Grausamkeit der Zeitsitte zuschieben, die bei Katholiken nicht anders war als bei den Arianern, zu denen die Vandalen gehörten; zum guten Teil fällt sie auch der fanatischen arianischen Geistlichkeit zur Last, der die Durchführung der königlichen Verordnungen überlassen blieb. Man wird sich weiter gegenwärtig halten, wie die Arianer im katholischen Römerreich behandelt wurden; in berechtigter Ironie kopiert ein Verfolgungsdekret Hunnerichs den römischen Ketzerparagraphen. Vor allem aber darf man den politischen Charakter dieser vandalischen Verfolgungen so wenig wie der früheren römischen verkennen. Geiserich, ein Heerkönig von wirklich großen Eigenschaften, dem sagenverklärten Theoderich nicht unvergleichbar, wollte aus Afrika und den Inseln des westlichen Mittelmeers ein vandalisches Reich machen. Das arianische Bekenntnis war sein nationales Palladium. Es war die vandalische Volkskirche. Der Katholizismus war die Stütze des Römertums, also des Auslandes, in seinem Reich. Nur loyale Beschränkung auf die Ausübung des katholischen Gottesdienstes hätte ihm Duldung verschaffen können. Anstatt dessen trieben die katholischen Bischöfe die lebhafteste Propaganda unter den Vandalen; im Fall des Erfolges — das war unverkennbar — mußten diese nicht nur Katholiken, sondern Römer werden. Dazu kam ständiger Verkehr mit Rom, das der afrikanische katholische Episkopat als sein Haupt offen anerkannte: hier lag nicht nur die Gefahr, sondern die Tatsache

# Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 6

Monats-Ausgabe

Nachdruck erwünscht

## Nationale Verhetzung auf dänischer Seite

Aus Nordschleswig

Es wird gut sein, mitunter auch darauf hinzuweisen, was auf dänischer Seite in Nordschleswig an Verhetzung geleistet wird. Daß in der Beziehung manches zu monieren wäre, ist uns immer bekannt gewesen, kam auch seiner Zeit in Tiedjes Buch über die „Zustände in Nordschleswig“ zum kräftigen Ausdruck. Nun ist aber klar:

1. Von solchem Monieren darf nicht allzuviel erwartet werden — wo hat je ein Gegner vom anderen sich Moral lehren lassen?
2. Wir wollen keine parteilose Instanz darstellen, die zwischen Deutsch und Dänisch Schiedsrichter spielt. **Wir stehen auf deutscher Seite,** und es ist für uns dringender, unsere eigenen Unzulänglichkeiten und Ungerechtigkeiten abzustellen, als uns zu entrüsten über die des Gegners oder in ihnen uns zu sonnen.
3. Diese Entrüstung und diese Kunst, sich durch die Torheiten, Minderwertigkeiten und Exzesse des nationalen Gegners einen hellen Hintergrund zu schaffen, wird durch die deutsche Presse in Nordschleswig und darüber hinaus ausgiebig besorgt.
4. Jeder Versuch, Ausschreitungen auf dänischer Seite zur Stimmungsmache zu verwenden und damit scharf zu machen, heißt nichts anderes, als derartiges beim Gegner und auch bei sich selber fördern, statt es an seiner eigenen Minderwertigkeit sterben zu lassen.

Konstatieren möchten wir heute, daß es in Nordschleswig eine dänisch-nationale Erzählungsliteratur gibt, von der man nur sagen kann, daß sie verhetzend wirken muß. Dazu gehört so ziemlich alles, was von **Laura Kieler** über Nordschleswig geschrieben ist. Natürlich stört die sich vordrängende nationalistische Tendenz auch den ästhetischen Wert dieser Bücher. Jeder Nordschleswiger, der diese Bücher liest, empfindet aufs lebhafteste, daß das dort geschilderte Volksleben nicht Nordschleswigs Volksleben ist. Daran ändert auch nicht, wenn die einzelnen Vorgänge, die hier zusammengewoben sind, als irgendwo geschehen oder irgendwie möglich sich nachweisen ließen, was trotz gegenteiliger Behauptung der Verfasserin doch stark zu bezweifeln ist. Jedenfalls ist das Ganze nicht typisch. Die Menschen sind Puppen, die man ebensogut irgendwo sonsthin versetzen kann, wo es nationale Gegensätze gibt, das Ganze zusammengearbeitet, um den schärfsten Gegensatz zum Deutschtum zu entfachen.

Laura Kieler ist eben nicht Nordschleswigerin. Das ist nun freilich **Martha Ottosen.** Sie hat ein Buch geschrieben, dessen Titel übersetzt lautet: „Grete und ihre Geschwister, Erlebnisse eines südjütischen Kindes, erzählt für Groß und Klein.“ Dies Buch ist als gute Kinderlektüre in Nordschleswigs Zeitungen zu Weihnachten (!) empfohlen worden. Zur Empfehlung druckte man einen Abschnitt ab — so Heimdal 6. Dez. 1910 —, der für jeden Pädagogen, ob deutsch oder dänisch, das Gegenteil erweisen muß: daß solche Lektüre nur Schaden anrichten kann in Kinderherzen. Hier — in diesem Abschnitt — wird nicht Liebe zum dänischen Volk, nein, Haß gegen das deutsche gepredigt und werden so törichte Erzählungen zum Besten gegeben wie die: Ein Kind dänisch gesinnter Eltern, weil es der Lust nicht widerstehen kann, dem Zapfenstreich deutscher Soldaten zuzuhören und zuzusehen, verliert zur Strafe seinen heiß geliebten Kanarienvogel. Unachtsam war es aus der Tür gelaufen, ohne sie zu schließen, und die Katze hatte sich hineingefunden. Da war das Unglück geschehen, aber eben, es war Strafe. — Gewiß, das sind Kindereien, aber deswegen Geschichten weder für Kinder noch für Erwachsene.

Solchen sensationellen oder tendenziösen und verhetzenden Büchern gegenüber, die meist von Nordschleswigern nicht geschrieben doch in Nordschleswig gelesen — wie viel, wissen wir nicht — und empfohlen werden, ist es förmlich eine Erquickung, die Bücher eines **Nic. Svendsen** „Heimat“ oder **Broder Boysen** „Während der Sturm rast“ zu lesen. Die kennen doch Nordschleswig. Ihre Erzählungen sind natürlich auch dänischer Tendenz, auch wohl aggressiv, aber das Beherrschende ist hier die Liebe zu ihrer Sache, und es läßt sich ein leises Bemühen nicht verkennen, dem Gegner gerecht zu werden. Uns dienen auch diese Bücher nicht, aber sie sind doch zu ertragen.

## Der Kreisausschuß als Konzessionsgeber und beteiligter Konzessionsnehmer

Aus Nordschleswig

Der Kreis Hadersleben hat bekanntlich das bestausgebaute Kleinbahnnetz in Preußen. Kürzlich noch, bei der Feier zur Einweihung der bis in den westlichen Winkel des Kreises hineingeführten Strecke, ist das verschiedentlich rühmend hervorgehoben worden. Neben dem Ruhm ist aber immer viel Kritik laut geworden. Im Kreistage wurde immer wieder der wirtschaftliche Nutzen, die Rentabilität der Bahn bestritten. In den Synoden der beiden Propsteien des Kreises und den Berichten der Kirchenvorstände sind wiederholt Klagen laut geworden über den sittlichen Schaden, den die vielen Kleinbahnhöfe — es sollen 55 sein — mit ihrem Alkoholausschank mit sich führten. Auch im Kreistag selbst hat man dies Uebel scharf gerügt. Speziell diese Anklage, den Alkoholismus im Kreise gefördert zu haben, wird jetzt aus erschreckendem Anlaß aufs neue und in sehr lebhafter Weise gegen den Kreisausschuß erhoben. Ein deutscher Schuster, eingewandert aus Hannover, hatte bei der erwähnten Kleinbahnfeier mitgemacht und hat dann, noch unter den Folgen der Feier, in einem Eifersuchtsanfall seine eigene achtzehnjährige Tochter erstochen.

Hier decken sich dunkle Zusammenhänge auf zwischen Verhältnissen, die vom Kreise geschaffen wurden, und Gefahren, die das Volksleben bedrohen. Der Kreis hat natürlich nicht den Alkoholismus fördern wollen, als er selbst die Kleinbahnhöfe vielfach neben alten Ortsgastwirtschaften mit Alkoholausschank versah, aber er hat die Rentabilität der Bahn im Auge gehabt und hat das Andere übersehen oder nicht sehen wollen: denn die Bevölkerung hat damals gleich ihr Mißfallen geäußert. Jetzt ist die öffentliche Meinung schwer gereizt und hat sich in der Hauptsache doch in anerkennenswerter Weise zurückgehalten von einer agitatorischen Ausschlachtung dieses schrecklichen Ereignisses. Man hat im Gegenteil ernstliche Vorschläge gemacht, dem Uebel abzuhelfen und unter Führung von Pastor Tonnesen in Hoptrup **sich bereit erklärt, die etwa nötigen materiellen Opfer auf sich zu nehmen.** Man hat nämlich beantragt, die sämtlichen Kleinbahnstationen, soweit sie dem Kreise gehören, alkoholfrei einzurichten und nötigenfalls ihre Alkoholkonzession abzulösen. So der Antrag des Kirchenvorstandes in Hoptrup, dem sich wohl die Mehrzahl der Kirchenvorstände des Kreises angeschlossen hat. Im selben Anlaß haben sich die Guttemplerlogen Nordschleswigs an den Kreis mit einer Eingabe gerichtet.

Es eröffnet sich hier die Möglichkeit und es bietet sich der Wille an, einem offensichtlichen Schaden abzuhelfen und einer gesunden Praxis in Sachen Konzessionsgewährung die Bahn zu brechen.

Der Kreisausschuß selbst, der begreiflicher Weise verstimmt ist, weil er sich unter Anklage fühlt, kann nach Lage der Dinge doch kaum eine bessere Situation wünschen, um in ein anderes Gleis zu kommen. Statt dessen aber weist man Tonnesens Antrag hochmütig ab, mit der Begründung, daß das Beantragte schon rechtlich nicht durchführbar sei und man im übrigen selber wisse, was man zu tun habe.

Eine Kündigung des Pachtkontrakts dürfte doch wohl rechtlich durchführbar sein. Das in Schweden zur Durchführung gelangte, in England vielfach angewandte Gothenburger System legt es überaus nahe, hier, wo der Kreis im Besitze einer Reihe von Wirtschaften ist, nach ähnlichen Grundsätzen zu verfahren. Es dürfte ja auch kaum eine Frage sein, daß die Gemeinden diesem Beispiel folgen müßten und würden, da, wo sie selbst die Besitzer der Kleinbahnhöfe sind.

Bei dieser scharfen Abweisung von Tonnesens Antrag kann man wenig Befriedigung darüber empfinden, daß in der Antwort auf die Eingabe der Guttempler und ähnlich in einer Antwort an den Kirchenvorstand von Alt-Hadersleben in Aussicht gestellt wird, die Polizeivorschriften aufs strengste handhaben zu wollen. Es ist ja eine eigene Sache, teure Stationskrüge zu bauen, von den Pächtern ihre Verzinsung zu verlangen und dieselben Pächter jetzt voll sittlicher Entrüstung verantwortlich machen zu wollen für jede Ausschreitung, zu der doch das System die große Versuchung bietet. Auch die in Aussicht gestellte Maßregel, die Alkoholika verteuern, die alkoholfreien Getränke verbilligen zu wollen, die an und für sich gewiß zweckmäßig ist, geht um den Kern der Sache herum und verspricht keine wesentliche Abhülfe.

Es liegt hier eine Nordschleswigsche Kreisangelegenheit vor, nicht eine **nationale** Angelegenheit. Und doch droht auch hier eine Ablenkung von der Sache durch nationale Gesichtspunkte. Der Kreisausschuß ist deutsch, und auf deutscher Seite liegt die Gefahr der Parteinahme für den Kreisausschuß nahe und findet sich weniger Neigung, die Angelegenheit anzugreifen, als auf dänischer Seite. Die praktischen Schwierigkeiten sind ja nicht zu verkennen, aber man muß hoffen, daß der Wille zur Abhülfe Deutsch und Dänisch zu gemeinsamem Handeln verbindet.

## Unsicherheit im Rechtsstaate

Aus Nordschleswig

Es wird hier oben oft und mit gutem Grunde darüber geklagt, daß in Nordschleswig wohnende dänische Untertanen evangelisch-lutherischen Bekenntnisses wohl alle Pflichten gegenüber der Landeskirche zu erfüllen haben, aber nicht im Vollbesitze des kirchlichen Bürgerrechts sind. Wie wir hören, wird der nordschleswigsche Pastorenverein (der nichts mit der Standesorganisation des eigentlichen schleswig-holsteinischen Pastorenvereins zu tun hat, sondern eine Ge-

meinschaft zur Ueberwindung der politischen Hemmungen des nordschleswigschen kirchlichen Lebens ist) demnächst sich mit dieser Angelegenheit befassen.

Inzwischen hat aber ein nordschleswigscher Pastor auf eigene Faust den Versuch gemacht, seinen dänisch gesinnten Kirchenvorstand zum Vorgehen gegen den gerügten Mißstand auf dem Wege des Antrages an Propstei- und Gesamtsynode zu veranlassen. Mit welchem Erfolg? Der Antrag wurde mit allen gegen seine Stimme abgelehnt! Aus welchem Grunde? Wie die Majorität **zu Protokoll gab:** um die dänischen Untertanen **vor den Mißlichkeiten zu schützen,** die ihre Stimmabgabe sowohl wie ihre Stimmenthaltung — wohlgemerkt: bei kirchlichen Wahlen! — ihnen zuziehen könnte!

Wir möchten jedem wirklichen Kenner Nordschleswigs die Frage vorlegen: Ist dies ein Ausnahme- oder ein typischer Fall? Mit andern Worten: Ist die sich hier kundgebende Ueberzeugung, daß eine Stimmabgabe für einen Kandidaten dänischer Gesinnung oder auch nur die Unterlassung der Stimmabgabe für einen Kandidaten deutscher Gesinnung **bei kirchlichen Wahlen** die Grundlage zu einer auf Denunziation hin erfolgenden Ausweisung abgeben könne, in Nordschleswig einzelstehend oder weit verbreitet? Man wird ehrlicherweise das Zweite bejahen müssen! Wie käme es sonst, daß auch wo dänischer Religionsunterricht, dänische Konfirmation gesetzlich gestattet und in Uebung sind, die Kinder dänischer Untertanen vielfach zur deutschen Abteilung gehören? Es herrscht tatsächlich unter den im Rechtsstaate Preußen wohnenden dänischen Untertanen, die aus diesem Untertanenverhältnis oft mit den größten Anstrengungen nicht herauskommen können, ein quälendes Gefühl der Unsicherheit darüber, was sie eigentlich noch betätigen dürfen an allernatürlichsten Wünschen und Neigungen, ohne die Ausweisung **aus ihrer Heimat** zu riskieren!

Wer meint im Ernst, daß dieses Gefühl der Unsicherheit in den oft von jeher hier angesessenen Gästen unsres Landes uns, den Herren des Landes, eines Rechtsstaates, zur Ehre gereicht?!

---

## Sprachenpolitik in Kirchgemeinden Nordschleswigs

### Aus Nordschleswig

Es ist bekannt, daß seit 1888 für Nordschleswigs Schulen die deutsche Sprache als **Schulsprache** eingeführt ist. Ausgenommen sind nur vier dänische Religionsstunden überall, **wo sie gewünscht werden,** doch mit der Verpflichtung, daß die betreffenden Kinder über die gewöhnliche Stundenzahl hinaus zwei deutsche Religionsstunden besuchen und so im Religionsunterricht z. T. doppelten Memorierstoff bewältigen müssen.

Die Geistlichkeit Nordschleswigs hat ziemlich einmütig damals diese Ordnung der Sprachenfrage in der Schule als ein **Unglück** betrachtet und ist nach Kräften dagegen vorstellig geworden, aber ohne Erfolg. Man hat sich denn im Laufe der Zeit mit dieser Ordnung abgefunden, so gut es ging, hat auch abwarten müssen, wie sie wirkte. Wie sie gewirkt hat, darüber läßt sich jetzt eher urteilen, und das Urteil wird immer allgemeiner, daß diese Ordnung ein Fehler war, daß die erwarteten Erfolge auf nationalem Gebiet nicht eingetroffen, Sprache und Gesinnung den Nordschleswigern vom deutschen Unterricht unbeeinflußt geblieben sind. Ja es läßt sich auch nachweisen, daß vor 1888 das Streben in Nordschleswig, sich deutsche Bildung, jedenfalls deutsche Sprachkenntnis anzueignen, auch bei Dänen sehr lebhaft war, daß von da an umgekehrt ein immer stärkerer Strom junger Menschen nach Dänemark geht, sich dänische Bildung anzueignen. Wie gesagt, man weiß und gibt bis tief in Regierungskreise hinein zu, daß das ein Fehler war; aber durchweg ist man der Meinung: „Lieber nur weiter in dieser Bahn als eine Korrektur!"

Natürlich ist jede Aenderung auch eine schwere Beunruhigung, und man soll nichts ändern, ohne genau zu wissen, was man erstrebt. Ja es ist sogar tatsächlich heute eine Art Beruhigung eingetreten. Man hat sich eben allerseits auf den gegebenen Zustand hin eingerichtet. Die Schule tut ihre Arbeit, sucht sie ungestört und gewissenhaft zu erfüllen und läßt sich möglichst wenig durch Erwägungen stören, wie weit ihre Arbeit für Heim, Staat und Gemeinde durch die Sprachregelung erschwert wird oder nicht. Das Volksleben Nordschleswigs rechnet zum guten Teil mit der Schulzeit als mit einer notwendigen Episode, nach deren Schluß eigentlich das rechte Leben und Streben erst anfange.

Die **Kirche** aber, die hat sich am schlechtesten mit dem bestehenden Zustand abfinden können, ja einfach nicht können. Sie hat nicht ihre Glieder in der Hand, wie der Lehrer seine Kinder. Sie muß die Herzen haben, und sie kann doch nicht, um sie zu gewinnen, die nationalen Motive vorspannen, die hier die größte Macht über die Menschen haben. Nun aber gibt ausgerechnet die **Kirche** das Kampfgebiet ab, auf dem sich die Konsequenzen der Sprachenpolitik der Schule unausgesetzt weiter auswirken wollen. Die Schule hat ihre gesetzliche Ordnung und deswegen Ruhe; das Volksleben schafft sich selbst seine Ordnungen und hat Leben; die kirchlichen Gemeinden haben von allem die Schwierigkeiten. Die Schwierigkeiten aber, die nicht abschließend geordnet sind und sich schwer ordnen lassen, liegen in der **Konfirmation,** dieser Ueberleitungszeit aus deutschsprachiger Schule in ein meist dänisch-sprachiges Gemeindeleben. Davon ein andres Mal.

Heute ein Wort von dem Kampf, der um die **Sprache des Gottesdienstes** geführt wird. Sie ist hier in **105** Gemeinden hauptsächlich die dänische. Von diesen 105 Gemeinden haben niemals deutschen Gottesdienst **28,** weniger als 12 mal jährlich **29,** 12 mal jährlich und mehr **48.**

Man kann nicht sagen, daß Nordschleswig damit zu reichlich mit deutschen Gottesdiensten versehen wäre. Es gibt zweifellos Gemeinden, wo ein „mehr" wünschenswert sein könnte; es gibt leider auch solche, wo die vorhandenen deutschen Gottesdienste sehr schlecht besucht werden. Was aber eine gerechte ruhige Ordnung der Angelegenheit sehr erschwert, ist die Neigung auf dänischer Seite, gegen jede **Einführung deutscher Gottesdienste** sich zu sperren, weil man darin ein Kampfmittel der Deutschen sieht, die Dänen auf diese Weise national zurückzudrängen. So war die Praxis nämlich zuerst: Einführung deutscher Gottesdienste hieß Ausschaltung einiger dänischer, trotzdem die dänisch redende Bevölkerung kaum irgendwo geringer, eher zahlreicher geworden war. Es waren nur einige Deutsche hinzugekommen, die zweifellos ein gutes Recht auf kirchliche Versorgung hatten, aber nicht gerade ein Recht, auf Kosten der Anderen zu befriedigen. Neuerdings ist mehr und mehr von Seiten des Konsistoriums die Praxis durchgeführt, daß deutsche Gottesdienste eingeführt werden, ohne die dänischen zu vermindern, soweit es mit der Leistungsfähigkeit der Geistlichen zu vereinen ist. Das ist eine kluge und gerechte Weise. Scheidet natürlich im Kampf um die Sprache des Gottesdienstes das nationale Motiv damit noch nicht aus, so ist die ganze Stellung doch eine klarere geworden, und es ist leichter, nun beiden Teilen gerecht zu werden. Das Konsistorium hat sich da sicher redliche Mühe gegeben. Namentlich weiß jeder Nordschleswigsche Geistliche, mit wie peinlichem Gerechtigkeitssinn der Generalsuperintendent D. Kaftan in diesen Fragen zu entscheiden sucht und, soweit die Entscheidung bei ihm liegt, entscheidet. Er kennt genau die Nöte unserer sprachlichen Lage; er hat unsers Wissens 1888 seinen ganzen Einfluß eingesetzt, die unglückliche Sprachverordnung zu verhindern; er hat, wo er konnte, die Härten und Schwierigkeiten, die sich bald zeigten, zu mildern und zu verhindern gesucht, ohne dabei nach Gunst oder Ungunst zu fragen.

Nun treten aber auch Fälle ein, wo umgekehrt **Vermehrung dänischer Gottesdienste** beantragt wird. Ein Fall der Art — es liegt ähnliches wohl sonst nur in Flensburg vor — ist jüngst in Augustenburg zur Entscheidung gekommen, dem Stammsitz des Geschlechts unserer **Kaiserin.** Dort wurden bisher nur vier dänische Gottesdienste im Jahre gehalten, denn von altersher war die Bevölkerung Augustenburgs überwiegend deutsch. Es kann garnicht verwundern, wenn das im Laufe der Zeit anders geworden, wo jede Stadt viel Zuzug vom Lande bekommen hat. Wir leben eben in einem Staate mit Freizügigkeit. Der Zuzug ist in Augustenburg der dänischen Sprache zu gute gekommen. Er scheint nach den Ergebnissen der letzten politischen Wahlen so erheblich zu sein, daß der Antrag auf Mehrung der dänischen Gottesdienste wohl begründet erscheint. Auch ist das Bedürfnis tatsächlich dadurch anerkannt, daß von Ortsgeistlichen schon Jahre lang neben den vier vorgeschriebenen freiwillig noch weiter dänische Gottesdienste und Bibelstunden abgehalten sind. Gewiß, wenn man es bewilligte, sah es aus wie ein nationaler Verlust. Und doch wäre das nur äußerlich gesehen der Fall. Und gleichviel, gilt in diesen Angelegenheiten der nationale Maßstab?

Nun, man hat den Antrag abgewiesen. Und das ist schwerlich geschehen, ohne daß solche, in kirchlichen Dingen eben nicht zulässige, politische oder nationale Gesichtspunkte geltend gemacht worden sind. Von woher solche Gesichtspunkte geltend gemacht sind, darüber wird viel geredet und geschrieben; jedenfalls bleibt zu bedauern, daß ein offenbar vorliegendes kirchliches Bedürfnis nicht befriedigt worden ist.

---

**Stimmen aus Nordschleswig.** Lose Blätter zur Vertretung deutscher Friedensarbeit in der Nordmark. Herausgeber im Auftrage des Vereins für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark Johannes Schmidt. Hanau, Clauß und Feddersen. Einzelheft 80 Pfg., Jahrgang 3 Mk. — Soeben ist das zweite Heft erschienen. Es enthält Artikel über „Rades Vorstoß in der Nordmarkfrage" (Schmidt, Gräf, Rade, Schmidt); ferner: Preußens Nationalitätenpolitik, von außen gesehen (Tamm), Jugendbildung in Nordschleswig unter der Einwirkung von Nord und Süd (Schmidt); Die Presse über die „Stimmen aus Nordschleswig" (Vogel).

Stück 1, 2 und 5 aus unsrer Zeitungsausgabe Nr. 6 vom 14. Januar, Stück 3 und 4 aus Nr. 6b vom 28. Januar.

Ausgegeben 1. Februar 1911. Für die Redaktion verantwortlich Prof. Rade Marburg i. H. Verlag der Christlichen Welt Marburg i. H.
Druck von Heinrich Bauer Marburg i. H.

politischer Konspiration vor. Als Geiserich gegen die Propaganda und die Auslandskorrespondenz einschritt, hielt man Predigten über Nebukadnezar und andere alttestamentliche Tyrannengestalten. Sollte sich der damit unmißverständlich gemeinte Landesherr das gefallen lassen? War es unbillig, wenn einer seiner Nachfolger den christlichen Dichter Dracontius gefangen setzte, der den römischen Kaiser als seinen Herrn besungen hatte? Verbannung vieler Bischöfe und strenges Verbot jeder Neuwahl waren die Gegenmaßregeln. Die Zahl der Bischöfe sank schon unter Geiserich auf 164. Dazwischen hatte die afrikanische Kirche unter Leitung eines klugen Metropolitan in Karthago, Deogratias, auch ruhige Jahre, ein Beweis, wie sehr sie selbst ihre Lage bestimmen konnte. Bei Hunnerich, Geiserichs nächstem Nachfolger, verband sich mit einer Politik nationaler Selbsterhaltung freilich die Rohheit, Blutgier und Habsucht eines römische Erinnerungen erweckenden Cäsarenwahnsinns, der gegen das eigene Geschlecht und Volk in gleicher Weise wütete. Das ist nur der Ausdruck der Tatsache, die inzwischen offenkundig geworden war: daß die Vandalen in Afrika keine Zukunft hatten. Kindersterben und Kinderlosigkeit ließ die Volkskraft schwinden.

Die folgenden Könige, Gunthamund, Trasamund, dieser ein theologischer Dilettant auf dem Thron wie mancher byzantinische Kaiser, der mit dem katholischen Bischof Fulgentius disputierte, Hilderich, ein degenerierter Schwächling, können den Verfall nicht aufhalten. Auch nicht dadurch, daß sie sich zeitweise durch Duldung in ihren römischen Untertanen eine Stütze gegen die immer weiter vordringenden Berbern zu gewinnen versuchen.

Als Hilderich nach einer Niederlage gegen die Mauren von seinem Volke abgesetzt wird, findet der Reorganisator des römischen Reiches, der große Justinian, den längst gewünschten Vorwand zur Rückeroberung der wertvollsten Provinz des Abendlandes. 533 befreit Belisar Afrika von den Vandalen, deren Reste in den nächsten Jahren deportiert werden. Mit ihnen verschwindet sofort der bei Nichtvandalen nur oberflächlich eingedrungene Arianismus.

7

Nach der Schilderung Prokops war Afrika damals sehr entvölkert, und die scharfe Besteuerung durch Justinian wirkte wie eine Plünderung, die mancherorts die Vandalen zurückwünschen ließ. Immerhin kehrten zunächst Ruhe und Ordnung zurück, eine großartige Bautätigkeit, deren imposante Reste wir noch zahlreich bewundern können, setzte ein, der Bauernstand wurde verständnisvoll gepflegt, der Handel mit dem Orient erneuerte sich. Die Gesetze gegen Heiden und Juden wurden mit Schärfe gehandhabt, und die Bekehrung der Eingeborenen machte noch Fortschritte.

Nicht geringe Unruhe bringt der Dreikapitelstreit über die afrikanische Kirche, aber ihr Bestand wird davon nicht berührt.

Indessen diese ganze Nachblüte schmückte nur mehr ein Grab. Knapp 50 Jahre nach der Wiedergewinnung Afrikas beginnen die sich stets wiederholenden Einfälle der Mauren. Langsam, aber ständig weichen die byzantinischen Besatzungen zurück. Im Jahre 619 leuchtete für einen Augenblick eine neue Hoffnung. Es war ein Moment von weltgeschichtlicher Bedeutung, als Kaiser Heraklius den Gedanken ernsthaft erwog, Byzanz aufzugeben und seine Residenz nach Karthago zu verlegen. Knapp vor der Ausführung ließ er sich durch die Bitten seiner bisherigen Hauptstadt zurückhalten. Damit war Afrikas Schicksal besiegelt. 640 hatten die Araber Egypten erobert, schon 642 fielen sie in die Prokonsularis ein. Ein weiterer Einfall im Jahre 647 veranlaßte bereits große Teile der gebildeten und besitzenden Bevölkerung sowie viele Klosterinsassen sich vor der Schlimmeres drohenden Zukunft nach Spanien und Italien zu flüchten. Zwanzig Jahre später ist der Südteil der Prokonsularis in arabischer Verwaltung und in der Bekehrung zum Islam. 683 gelangt Okba an die Säulen des Herkules, und nur sein auf dem Rückweg erfolgter Tod schob die Eroberung des letzten Bollwerks des Römertums, der Hauptstadt Karthago, noch hinaus. Sie fiel 695 und bleibt nach vorübergehender Wiedergewinnung durch den Patricius Johannes seit 698 in den Händen der Mohammedaner. Nach einer kurzen, nur durch die noch erforderlichen Kämpfe mit den Eingeborenen veranlaßten Periode der Duldung stellt der Kalif Omar 717 die Christen vor die Wahl zwischen Auswanderung und Bekehrung. Beides geschieht in sehr großem Umfang. Nur wenige kleine christliche Gemeinden und Bischöfe erhalten sich durch das Mittelalter. 1053 gab es im ganzen 5, zwanzig Jahre später nur 2. 1160 flieht noch einmal eine größere Schar vertriebener Christen nach Sizilien. Die Kreuzzüge der Normannen, Franzosen und Spanier bleiben erfolglos. 1884 stellte Leo XIII. den altehrwürdigen Titel des Erzbischofs von Karthago wieder her und übertrug ihn an den um die Ausgrabungen und die Mission in Nordafrika hoch verdienten Kardinal Lavigerie.

8

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts, kurz vor dem Höhepunkt der Vandalenherrschaft in Afrika, schrieb der gallische Asket Salvianus ein Buch „Ueber die göttliche Weltregierung.“ Sein Gegenstand ist das Problem, weshalb Gott das Reich der rechtgläubigen Römer aller Enden heidnischen oder häretischen Barbaren preiszugeben beschlossen habe. Salvian findet den Grund dieses göttlichen Gerichts in dem allgemeinen Verfall der Sitten beim christlichen Römertum, dem gegenüber z. B. den Germanen die Anerkennung einer weit strengeren Sittlichkeit nicht zu versagen sei. Besonders ausführlich weist er das auch gerade an Afrika nach, dessen Geschicke die Zeitgenossen augenscheinlich stark bewegten. Die Darstellung unseres Sittenpredigers ist zwar im ganzen sachlich zutreffend, aber keine Erklärung der afrikanischen Kirchengeschichte. Als Historiker wird man mehr geneigt sein sittlichen Verfall für die Folge als für die Ursache des Niedergangs eines Gemeinwesens zu halten.

Im Grunde nicht auf wesentlich anderem Niveau stehen die Ausführungen, mit denen der moderne französische katholische Kirchenhistoriker Leclercq seine reichhaltige, aber unkritische Monographie über das christliche Afrika beschließt. Ihm ist das afrikanische Temperament der Schlüssel zum Verständnis der afrikanischen Geschichte. Mit französischer Grazie und französischer Phantasie mischt er dies Temperament aus dem Charakter der Berbern (wir wissen nicht viel über seine Spezialitäten) und einer wesentlich an Tertullian orientierten, auch bei diesem an der Oberfläche haftenden Beurteilung der Persönlichkeiten der afrikanischen Literatur. Impulsivität, aber Unbeständigkeit — dies sollen seine wesentlichen Charakterzüge sein. Daß Cyprian und Augustin Ausnahmen bilden, erklärt unser Autor selbst. Unter so starken Einschränkungen ist aber mit dem ermittelten afrikanischen Temperament nicht viel anzufangen. Von den gewichtigen grundsätzlichen Bedenken nicht zu reden, die gegen eine so anthropomorphe Psychologie am Makrokosmus der Geschichte zu erheben wären.

Man wird sagen dürfen, daß sich die wesentlichen Wendungen der Kirchengeschichte Afrikas verstehen lassen, wenn man sich die Eigenart dieser Provinz klar macht: daß es nämlich eine Kolonie und nicht eine Nation ist, deren Geschichte wir beobachten. Außerordentlich deutlich ist der koloniale Charakter in Afrika ausgeprägt: eine relativ gleichmäßige Bildung und Besitzverteilung in der Einwandererschicht; das Zurücktreten von Klassen- und Standesunterschieden; das Hervortreten der durch keine Tradition und keinen Schematismus gebundenen Persönlichkeiten, der Reichtum an Helden und an Abenteurern, der die afrikanische Kirchengeschichte so reizvoll macht; mit einem Wort: der bürgerliche Charakter; die bis zur Abhängigkeit gepflegte Verbindung mit Rom und Italien — seinen Primat verdankt der Papst zu einem guten Teil den Afrikanern —; der Mangel an Heimatgefühl, das für die Bildung eines Nationalgefühls die Grundlage hätte sein müssen; das damit zusammenhängende Fehlen höherer Kunstwerke sowohl in der Literatur wie in der bildenden Kunst, deren Entstehung an ältere bodenständige Kultur gebunden zu sein scheint: das sind die Züge, die dem Betrachter der afrikanischen Geschichte, nicht nur, aber natürlich auch der Kirchengeschichte, immer wieder begegnen. Wechselt die Kolonie ihre Herren, so wechselt sie ihr Geschick; Wechsel ihrer Herrschaft sind die Epochen ihrer Geschichte. Sie

hat keine Selbstbestimmung und keine Selbstentfaltung. Den unzeitigen Versuch einer Unabhängigmachung haben wir im Donatismus gesehen; aussichtslos, weil auf die Barbarei gestützt. Das rasche und völlige Verschwinden des Christentums erkärt sich eben aus dem kolonialen Charakter: Rückwanderung ist daran stärker beteiligt als die Mission des Islam. Die Kolonie wird von den Römern aufgegeben und damit von den Christen, das war für Afrika immer zusammengefallen.

An dem Hauptwendepunkt der Kirchengeschichte Afrikas steht die gewaltigste Persönlichkeit, die dies Land hervorgebracht hat, Augustin. Als er seine Wirksamkeit begann, hatte der Donatismus seinen Höhepunkt erreicht. Seiner Bekämpfung hat er die beste Kraft gewidmet, und an seiner Ueberwindung ist der mehr als zwanzigjährigen angestrengtesten persönlichen und literarischen Tätigkeit Augustins zweifellos ein wesentlicher Anteil zuzuschreiben. Er starb, während die Vandalen seine Bischofsstadt belagerten. Die Kirche Afrikas hat er in seiner Hand gehalten vielleicht mehr als einst Cyprian. Aber sein Gesichtskreis und sein Wirkungsfeld waren weit weniger als Cyprians auf Afrika beschränkt. Die Emanzipation der genuin abendländischen Kirche von ihrem afrikanischen Mutterboden ist recht eigentlich sein Lebenswerk. Sein Geist ist das geschliffene Glas, das alle Strahlen aus dem weiten Raum der alten Kirche gesammelt und wiederum durch den jenseits entstehenden ungeheuren Neubau des Mittelalters zerstreut hat. Er ist das Gefäß, in dem die Antike umgeschmolzen ward. Den romanischen Katholizismus, die weltgeschichtliche Form des Christentums, hat er wo nicht geschaffen, so doch entbunden. Man soll die Umstände, die das Auftreten des Genies begleiten, nicht rationalisieren. Aber ist es nicht, als ob es die Bestimmung Afrikas gewesen wäre, diesen Mann ans Licht zu bringen? Jedenfalls bot es seinem Werden die günstigsten Bedingungen, bessere als etwa Italien oder Gallien. Und ist das Land nicht wie erschöpft und doch befriedigt zurückgesunken, nachdem es ihn der Weltgeschichte geschenkt hatte? Als die Barbaren es einnahmen, war sein größter Schatz in Sicherheit gebracht. Nur noch die entseelte Hülle Augustins fiel in ihre Hände.

Hans von Soden

## Winterreise durch die Gobi

Die Reise durch die Gobi von Urga nach Kalgan (oder Tschang tchia kou, wie die Chinesen den Ort nennen) kann man in verschiedener Weise machen. Eine Möglichkeit ist, daß man sich einer Karawane anschließt, sei das nun eine gewöhnliche Handelskarawane oder die sogenannte schwere Post, welche in Zwischenräumen von 3 bis 4 Wochen zur Beförderung von Frachtgut die Wüste durchquert. Die Karawanen gebrauchen für die Strecke 22 bis 30 Tage, auch wohl noch länger, je nach Wetter und Umständen. Man kann auf einem Kameel reiten oder sich von Kameelen in einem chinesischen geschlossenen Karren ziehen lassen. Zur Winterzeit ist eine solche Beförderung natürlich höchst unbehaglich. Die Kälte steigt in der Gobi sehr hoch, mein Maximal- und Minimal-Thermometer hat mehrfach auf — 25° C gestanden, einmal gar auf — 30°. Dazu herrscht oft ein starker Wind, der den Frost höchst empfindlich macht. In solchem Wetter sich den Tag über auf dem Kameelrücken wiegen zu lassen, das vermeidet ein Europäer besser, wenn er irgend kann. Auch die geschlossenen Karren sind kalt, eng und unbequem, dazu benehmen sie dem Reisenden fast jede Aussicht.

Eine andere, schnellere Reisemethode ist das sogenannte Urtonsky-System (chinesisch-mongolisch Uolatchi). Der Reisende besorgt sich einen eigenen Wagen und läßt sich von den Mongolen stationsweise mit mongolischen Pferden befördern. Man braucht so 12 bis 15 Tage. Will man auf diese Weise reisen, so muß man sich von dem chinesischen Amban (Gouverneur) in Urga vorher eine Genehmigung und einen besonderen Freibrief erwirken, da diese Art der Beförderung zunächst nur Regierungsbeamten zusteht. Die Stellung der Pferde für die von der Regierung geschickten Persönlichkeiten ist eine Pflichtleistung der mongolischen Bevölkerung und hat eigentlich unentgeltlich zu geschehen. Die Reisenden pflegen indes ihre Reiter freiwillig so zu belohnen, daß eine ganz normale Bezahlung herauskommt.

Ich spreche eben von Reitern. Es handelt sich nämlich in der Tat mehr um Reiten als um Fahren, und das Reiten dieser Mongolen vor dem Wagen geht wild und blind über Stock und Stein. Man befestigt vorn an der Deichsel des Wagens eine Querstange, deren beide Enden zwei Reiter vor sich auf den Sattel nehmen. So schleifen sie den Wagen hinter sich her, mit ihren Pferden, wenn der Boden es irgend gestattet, schnell trabend oder galoppierend, gleichgültig gegen Weg und Steg. Die Pferde, mongolische Wüstenponies, sind sehr scheu und an solch ein Wagenziehen nicht gewöhnt. Sie machen daher viel Schwierigkeiten, brechen seitlich unter der Stange heraus oder gehen gradeaus durch, wobei die Querstange den Reiter vom Sattel wirft. Wir haben derartige Katastrophen wieder und wieder erlebt, und es war nur zu verwundern, daß sie alle ohne ernste Verwundung oder Lebensverlust abgelaufen sind.

Wie hiermit schon angedeutet, haben wir für unsere Reise die Urtonsky-Methode benutzt. Ein Paß vom Auswärtigen Amte in Peking, durch die Güte unseres Gesandten mir vermittelt, verschaffte mir eine Audienz bei dem Amban in Urga und einen Freibrief für acht mongolische Pferde und fünf Reiter von Station zu Station. Man bedarf so vieler Pferde, weil die Ponies das Rennen vor dem Wagen nicht lange aushalten und häufiger abgelöst werden müssen. Unser Wagen war ein in Urga gekaufter russischer Tarantaß, stark gebaut und groß genug, um außer uns selbst vorn und hinten unser sämtliches Gepäck mit aufzunehmen.

* * *

Der Mongolenmissionar Gilmour bemerkt einmal in seinem Buche Among the Mongols, wenn man von Kalgan durch die Bergschluchten heraufsteige zur Gobi, so sei man überrascht, nach dem letzten Emporklettern mit einem Male keine Berge weiter vor sich zu sehen, sondern eine weite Fläche, „eben wie eine Tischplatte“. Wer sich aber nach dieser Aeußerung die Gobi vorstellen wollte wie eine gleichmäßig platte Hochebene, den würde die Wirklichkeit sehr korrigieren. Strecken flacher Wüste mit kreisrundem Horizont finden sich zwar immer wieder, aber sie werden doch auch sehr stark von Hügeln und Bergzügen durchsetzt, und es vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht Höhen um sich her sähe oder ihre Sättel zu überschreiten hätte. Dies bergige Terrain bringt eine der Schwierigkeiten der Reise mit sich. Der Boden ist dort häufig übersäet mit Steinen, von riesigen Blöcken bis zum kleinsten Geröll, die den Transport eines Wagens beinahe zur Unmöglichkeit machen. Jetzt zur Winterzeit kam dazu, daß sich in den Bergsätteln oft tiefe Schneewehen gebildet hatten. In den südlichen Teil der Wüste ragen ferner die eigentümlichen Lößbildungen hinein, welche bekanntlich einen großen Teil von Nordchina beherrschen. Im Lößboden aber zeigen sich überall gefährliche Spalten und Risse, oft von großer Tiefe, an denen mit unruhigen mongolischen Ponies vorüberzukommen eine wahre Nervenprobe sein kann.

Auch wo der ebene Wüstenboden sich ausbreitet, ist das Fortkommen nicht ohne Schwierigkeiten. Einmal hemmt der Sand in manchen Gegenden. Die Tiere sinken tief ein und die Räder sind nicht vorwärts zu bringen. Zum Glück sind solche Sandwehen verhältnismäßig selten. Lästig ist aber auch die sehr holperige Beschaffenheit des Erdbodens, welche durch die Knollen des Steppengrases hervorgerufen wird. Das Steppengras, das an der Karawanenstraße fast überall noch irgendwie fortkommt, wächst in Büscheln, die sich auf kleinen Sanddünen erheben. So ist ein kleiner Hügel neben den andern getürmt, und der Leser kann sich denken, was es heißt, von lebhaften, galoppierenden Pferden in einem Wagen ohne Federn über solch ein Erdreich hingerissen zu werden.

Daß der Boden von Steppengras bedeckt ist, das allein ermöglicht es den Mongolen, in diesen Gegenden auch im Winter auszuhalten. Und dem hatten wir es zu danken, daß wir Stationen fanden, Tags über und am Abend. Es ist wirklich erstaunlich, wie die Kameele und Pferde der Wüsten-

bewohner, hin und wieder auch eine Rinderherde, mit diesem kargen Wintergras der Wüste, dürren, braunen, holzigen Hälmchen, bestehen können. Und doch gedeihen sie dabei, sehen gut aus und bieten ihren Besitzern die Grundlage der Existenz. Der Mongole ist ja nichts weiter als Viehhirte, er versteht sich auf nichts Anderes und läßt sich auf Nichts weiter ein. Ein Leben von beneidenswerter Bedürfnislosigkeit! Kennt er doch noch nicht einmal das feste Haus. Im Sommer lebt er in seinem Zelte, im Winter in der Jurte.

Die Jurte hat es an uns verdient, daß ich ihr ein eigenes Wort widme. Dieser rußgeschwärzte, niedrige, enge Hohlraum, in dem der beißende Rauch so oft die Tränen aus den Augen zwang und sich erstickend auf die Brust legte, sobald die Oeffnung in der Mitte der Decke ganz oder beinahe geschlossen war, und hatte man sie geöffnet, daß die blanken Sterne des Himmels hineinfunkelten, da fuhr auch der eiskalte Wind von oben herein und verjagte das Bißchen Wärme am offenen Feuer; dieser enge Raum, in dem wir mit acht, zehn oder zwölf Menschen zusammen kauerten oder uns zum Schlaf auf den Boden streckten, dann aus Träumen auffahrend in der Mitte der Nacht, wenn das Feuer erloschen war, unfähig zu fassen, wo wir eigentlich seien; diese Jurte, nach der wir doch so sehnsüchtig aussahen, wenn die Dämmerung kam, oder aushorchten, wenn es längst zu dunkel war, etwas zu sehen, und nur das Anschlagen der zottigen Hunde, etwa auch der eigentümliche Geruch des Dungfeuers uns eine Andeutung ihrer Nähe gab: — was hat die Jurte uns für die achtzehn Tage der Gobireise doch bedeutet! Wir entschlüpften ihr aufatmend, wenn wir gelegentlich am Abend oder in der Nacht hinter dem Filzvorhang, der die Tür vertrat, hinauskrochen in die Winternacht und die reine eisige Luft dort draußen die verräucherten Lungen erquickte, oder wenn wir am frühen Morgen aus dem besonders beißenden Rauch des neu entzündeten Feuers uns retteten und das matte Licht der letzten Sterne mit dem wundervollen Kranz des Frührots am weiten Wüstenhorizont kämpfen sahen; und doch, — wie froh und dankbar kehrten wir abends bei ihr ein oder kehrten wir nach kurzer Abwesenheit draußen aus dem schneidend kalten Winterwinde wieder in ihre Enge zurück, und wie behaglich hörten wir drinnen des Nachts den scharfen Nordwest um die Wandung pfeifen und heulen, geborgen vor ihm, wenn auch hie und da ein Riß und Loch im Filz dem wilden Gesellen gestattete, uns unsanft anzupusten. Am Jurtenfeuer tauten die frostgelähmten Glieder auf, über dem Jurtenfeuer kochte unser Teewasser, das uns wieder innere Wärme brachte, in die Glut dieses armseligen Dung- und Dornenfeuers schauten wir träumend und dachten an Vergangenheit und Ferne.

Die Jurte ist der Uebergang vom Zelt zum Hause. Sie läßt sich noch zusammenpacken wie das Zelt, auf Kameele laden und an beliebigem Orte wieder aufrichten. Dennoch hat sie schon etwas von der Festigkeit und Bauanlage des Hauses, etwas wie Wände und Dach. Ein Holzgestell, aus kreuzweise an einander befestigten Stöcken hergestellt, bildet das Gerippe des kreisrunden Unterbaues, 1 bis $1^1/_2$ m hoch; darüber laufen andere, längere Stangen schräg nach oben zu, das Gerüst des Daches bildend, und vereinen sich um ein radartiges Mittelstück; das Ganze ist dann mit Filz umkleidet und wird unten am Boden durch außen aufgeschüttete Erde oder angehäuften Schnee dichter gemacht. Im Innern ist der Mittelraum, die Feuerstelle, offener Erdboden; rings herum aber sind Filzdecken auf den Boden gebreitet zum Sitzen oder Liegen. In besser ausgestatteten Jurten hat man den Platz der Türe gegenüber wohl durch ein Brettergestell ein wenig über den Erdboden erhöht. Das schützt wohl etwas mehr vor der Kälte, liefert freilich auch dem unerbittlichen Rauche stärker aus, der seinen Abzug selbst aus dem halboffenen Mittelstücke des Daches nur sehr teilweise findet, sich aber höchst unangenehm verdichtet, wenn jene Oeffnung der Wärme halber geschlossen wird.

* * *

Ein Augenblicksbild.

In einer Jurte, abends $^1/_2$11 Uhr. Vor Kurzem sind wir nach schwerem Tage in diesem „Orte" eingetroffen, der aus etwa einem Dutzend Jurten besteht. Unser Tarantaß wurde, wie gewöhnlich, von fünf oder sechs lachenden und schreienden Mongolen in Empfang genommen, die Pferde liefen seitwärts unter der Stange fort, die Mongolen aber zogen den Wagen eigenhändig bis vor den Eingang der Jurte, welche uns beherbergen sollte. Jetzt bläst ein Mongole zu meinen Füßen eifrig das Feuer an, das zunächst mit Gestrüpp entzündet, später mit Kameelmist weiter unterhalten wird. Schon bevölkern zwölf neugierige, in Felle gehüllte Mongolen diesen kleinen Raum, — nein, sechzehn sind es bereits nach eben angestellter Zählung, — und starren staunend auf mein Schreiben und auf die vor mir liegende Karte der Gobi. Sie unterhalten sich lebhaft in ihrer drolligen Sprache, die das r von den Mecklenburgern und das ch von den Zürchern geborgt zu haben scheint. Einer von ihnen brütet, einen großen Holzlöffel in der Hand, über einem Haufen Kameeldünger, dem er von Zeit zu Zeit einige Kugeln entnimmt, um sie kunstgeübt an den Rand des Feuers zu legen (denn so muß dies unterhalten werden). Ueber dem Feuer, dessen Rauch vorläufig noch ziemlich abziehen kann, steht auf einem einfachen Gestell ein eiserner Topf. Dieser Topf ist das einzige Inventarstück in der Jurte. Es ist nämlich eine sogenannte Beamtenjurte, für die Benutzung Durchreisender reserviert und gewöhnlich nicht von Mongolen bewohnt. Sie war für uns, da immer von Station zu Station ein reitender Bote vorauseilt und uns anmeldet, gereinigt und mit Filz belegt. Beim Anmachen des Feuers überraschte sie unsere Ankunft.

Ein Mann tritt herein mit ein paar gewaltigen Blöcken gefrorenen Schnees. Er stellt sie in den eisernen Topf, zieht sein Messer, das am Rücken im Gürtel steckt, hervor und zerstückelt den Schnee, so gut es geht. Die anfangs rein weiße Masse färbt sich gelblich unter dem Rauch des Feuers und löst sich schließlich in eine bräunliche, wenig appetitlich aussehende Flüssigkeit auf. Schneewasser ist auf vielen Stationen das einzig erhältliche Wasser, und wir können dem Winter danken, daß wir es haben. Im Sommer ist der Wassermangel oft eine schwere Sorge. Mag das Wasser auch nicht ganz rein sein, es wird ja gekocht.

Unter den Leuten, die hier um das Feuer herum kauern, sind auch die fünf Mongolen, welche uns hierher gebracht haben. Sie warten, ob ich ihnen eine Belohnung spende. Ich überlege mit Yang, dem getreuen Chinesen, welcher uns begleitet, wieviel ich ihnen wohl gebe (was von ihrer Führung und der Länge des Weges abhängt). Yang schlägt vor: zwei Rubel. Gut. Ich händige dem Aeltesten der Fünf zwei chinesische Silberstücke ein. Er nimmt mit zeremonieller Handbewegung, die Aermel des Gewandes zurückschiebend, das Geld entgegen. Dann neigt er sich, zieht die untere Hälfte seines Pelzrockes nach vorn, daß er vor ihm wie ein Teppich die Erde deckt, kniet nieder und berührt auf seinem Pelz dreimal mit dem Kopf den Boden. Das ist der formelle Dank. Bald darauf ziehen die fünf ab. Sie kehren noch in der Nacht zu ihren eigenen Jurten zurück.

— — — — — — — — — — — —

Eine halbe Stunde später. Wir haben getafelt. Als das Schneewasser kochte, wurde zunächst Tee bereitet. Dann wurde eine gefrorene Lammkeule in das kochende Wasser gelegt, daß sie auftaue, und der gefrorene Laib Brot wurde ans Feuer gestellt, damit er schneidbar werde. Nach einiger Zeit war alles bereit. Am Feuer auf dem Filze kauernd haben wir Fleisch, Brot und Tee ohne große Umstände, aber mit dem Appetite verzehrt, den eben nur Winterluft in der Wüste geben kann. Auch die Mongolen um uns her bekommen jeder ein Stück Brot in die Hand, denn wie sie selbst sehr gastfrei sind, muß man ihnen auch gastfrei begegnen und ihnen mitteilen von dem, was man hat.

Unser Chinese Yang liegt derweile schon auf seiner Decke, schläft und schnarcht. Es ist aber nur ein vorläufiger Schlaf. Wenn wir mit unsrer Mahlzeit fertig sind, kommt er an die Reihe und bereitet sich sein chinesisches Mahl, dessen Bestandteile er mit sich führt.

Nachdem wir uns gesättigt haben, breiten wir unsre Felle und Decken zum Schlafen hin. An Ausziehen ist in den Jurten

natürlich nicht zu denken. Selbst die doppelten Filzstiefel, die ich den Tag über trug, behielt ich nachts an den Beinen, und meine Pelzmütze hatte ich öfter auf dem Kopfe. Denn sobald das Feuer erloschen war, stieg die Kälte recht empfindlich.

Die Mongolen sitzen noch plaudernd am Feuer. Yang erwacht allmählich und geht daran, sich sein Abendessen zuzurüsten. Sein Hantieren und die murmelnden Laute der mongolischen Unterhaltung verwischen sich aber in meinem Empfinden schon mehr und mehr und vermengen sich mit Traumbildern. Bald ist Alles, Wüste, Jurte, Mongolen, Chinesen, ausgetilgt in tiefem Schlummer.

Späterhin wache ich noch einmal auf und sehe mich um. Am Feuer sitzt noch ein einziger Mongole und unterhält es, alle andern liegen schlafend in ihren Pelzen am Boden. Von draußen her höre ich das eigentümliche Schreien eines Kameels durch die Nacht tönen. Eine Karawane lagert nämlich in der Nähe dieser Jurte. Das unruhige Tier ist ein Mutterkameel, dem man sein Junges weggenommen hat. Der sonderbare, gereizte und leidenschaftliche Ton der Kameelstimme in der Stille der schlafenden Wüste hält mich eine Zeitlang wach; ich sehe dem Manne zu, wie er hin und wieder etwas Feuerungsmaterial am Rande der Glutmasse aufbaut; das regelmäßige schwere Atmen der Anderen erfüllt den kleinen Raum. Dies also ist die Gobi, die weltferne, weite, stille Oede der Nomaden. Man braucht solch eine wache Nachtstunde, um sich dessen voll bewußt zu werden.

* * *

Wir sind nicht ohne Schwierigkeiten und selbst ernste Gefahren durch die Gobi gekommen.

Ueber die Capricen unserer Pferde und Reiter will ich nicht reden, die uns fast täglich mehrmals in heikle Situationen brachten, vom ersten Anfang an, wo wir bei der Abfahrt in Urga auf einer Brücke gleich nahezu scheiterten, ein Mann am Brückengeländer gequetscht, ein andrer vom Pferde gerissen wurde, die Ponies wild davonliefen und der Wagen soeben vor dem Hinabstürzen in die Tiefe des Flußbettes bewahrt blieb. Doch derartige Vorgänge liefen alle schließlich noch gut ab. Anderes aber war ernster.

Gleich am vierten Tage unsrer Fahrt verirrten wir uns in einem Schneesturm. Es war im Dunkel des späten Abends, als der immer heftiger gewordene Nordwestwind uns mit Schnee überschüttete, der schließlich so dicht wurde, daß man keine Richtung mehr beobachten konnte. Unsere Leute hielten zuletzt an, und Yang teilte mir die betrübende Botschaft mit, daß sie den Weg völlig verloren hätten. Sie unternahmen noch zwei kurze Rekognoszierungen in der Nähe, aber erfolglos. Yang meinte, es bleibe nichts andres übrig, als daß wir die Nacht dort an Ort und Stelle im Wagen zubrächten. Bei der Kälte und dem Schneetreiben war das keine erfreuliche Aussicht, aber wir mußten uns in das Unvermeidliche fügen. Eine Stunde lang hatten wir etwa an dem Platze gewartet, als unsre Leute, die immer von Zeit zu Zeit mit aller Kraft ihre Stimmen erhoben und in die Dunkelheit hinausschrien, die Aufmerksamkeit einer unweit vorüberziehenden Karawane erregten, die ein paar Leute zu uns herüberschickte und uns wieder auf den rechten Weg half. So erreichten wir an dem Abend doch noch gastliche Jurten.

Mehrere Tage später passierte uns das erste Unglück mit unserm Wagen.

Wir waren an einem ganz armseligen Orte über Nacht gewesen, dessen Leute uns für die Weiterreise keine Pferde stellen konnten. Sie hatten nur Kameele anzubieten. Was sollten wir machen? Weiter mußten wir, und wenn es keine Pferde gab, so hieß es, sich mit Kameelen helfen. Da die Kameelrücken zu hoch waren, um die Deichsel an der Querstange so wie die Pferde es getan hatten, zu tragen, mußte mit Stricken eine längere Verbindung von der Querstange aus nach dem Ende der Deichsel hergestellt werden, sodaß letztere von der Querstange herabhing. So zogen wir los, während die zwei Kameele, als ahnten sie Unheil, arg trompeteten und spuckten. Die erste halbe Stunde, auf ebenem und ansteigendem Wege, ging es gut. Dann aber kamen wir an einen ziemlich steilen Abhang. Hier rollte der schwere Wagen vorwärts, schob die Deichsel mit der Stange, die die Reiter festzuhalten suchten, hoch, die Kameele wurden scheu und gingen durch, während der Wagen, die Deichsel mit der daran hängenden Querstange senkrecht emporgerichtet, schnell und direktionslos bergab schoß. Im Tale war in dem Lößboden ein breiter Riß. Dieser hemmte den Wagen mit jähem Ruck, aber bei dem plötzlichen Innehalten schlug die Deichsel mit dem schweren Querbalken hart auf den Boden, und ein Krach verkündete mir, was geschehen war: einer der Deichselarme war gebrochen!

Ein derartiger Unfall mitten in der Wüste, wo man allein ist mit zwei Mongolen, deren Sprache man nicht versteht, ist bedenklich. Grade an diesem Morgen hatte unser wackerer Chinese Yang zurückbleiben müssen, weil er sein Pferd noch nicht hatte bekommen können. Ich mußte also sehen, wie ich fertig wurde. Die Mongolen, so gut sie mit Pferden umgehen können, verstehen vom Wagen und seiner Behandlung rein gar nichts. Meine beiden Leute, als sie ihre Kameele endlich wieder zur Raison gebracht hatten, standen hilflos wie die Kinder vor dem Unglück. Ich untersuchte den Schaden und fand, daß sich mit Hilfe unseres Instrumentenkastens vielleicht soviel reparieren ließ, wie nötig war, um uns wenigstens irgendwie von der Stelle zu bewegen. Das gelang auch nach längerer Arbeit. Kaum sahen meine Mongolen, daß ich Hand anlegte, den Schaden zu bessern, als auch ihre ganze Bestürzung vorüber war. Gemütlich hockten sie auf der Erde nieder, zogen ihre Pfeife heraus, rauchten sich eins und schauten mir in aller Seelenruhe zu.

Mit Mühe und großer Vorsicht kamen wir dann endlich um 2 Uhr zu der nächsten Station, wo Yang, der uns mittlerweile eingeholt hatte, den Schaden in längerer geschickter Bemühung gründlicher heilte.

Das Schlimmste traf uns drei Tage vor dem Ziele unserer Reise, indem nämlich auf dem unebenen Wüstenboden, während die Mongolen wie toll mit uns dahinrasten, das linke Hinterrad des Wagens brach. Eine Reparatur war jetzt ausgeschlossen; wir lagen hilflos fest auf freiem Felde mit all unserem Gepäck. Zum Glück waren wir bereits in der Gegend der Gobi angekommen, bis wohin chinesische Kolonisation reicht, die langsam und sicher von Süden her vordringt. Auf den Stationen mischten sich schon einzelne chinesische Lehmhütten unter die mongolischen Jurten, und der Steppenboden war hier schon bisweilen in bestellte Felder umgewandelt. So war es möglich, von der nächsten Station her uns ein Paar jener plumpen chinesischen Lastkarren zu besorgen, die uns und unsere Habe aufnahmen. Mit solchen Karren haben wir die letzten Tage der Reise bestritten, während wir unsern zerbrochenen Tarantaß natürlich zurücklassen mußten. Das letzte Stück des Weges wurde so zum mühseligsten, denn besonders der Abstieg von der Höhe der Wüste durch das wild zerrissene, höchst malerische Flußtal, an dessen Ende Kalgan liegt, bietet an Wegen das Unglaublichste. Imposant war unser Einzug in Kalgan daher keineswegs, aber wir waren doch recht froh, als wir endlich unser bescheidenes chinesisches Wirtshaus erreicht hatten, uns einmal wieder gründlich säubern und nach achtzehn Tagen zum ersten Male wieder in der Nacht Kleidung und Stiefel ablegen konnten.

Heinrich Hackmann

## Verschiedenes

**Von der Gottheit Christi.** Gegen den religiösen Rückschritt in Grützmachers Dreieinigkeitslehre. Ein theologisches Bedenken von D. Karl Thieme a. o. Professor der Theologie in Leipzig. Gießen, A. Töpelmann 1911. 78 Seiten; 1,60 Mk.

Et ab hoste consilium, „Auch vom Feinde guten Rat" das ist ein feiner alter Spruch. So merken wir denn auch auf, wenn R. Grützmacher im neuesten Erguß seines polemischen Eifers die moderne Theologie mit dem Stichwort „religiöser Rückschritt" brandmarken will. Zweifellos ist die Theologie in ihrer theoretischen Arbeit stets von der Gefahr religiöser Verluste bedroht. Jede kritische Warnung verdient darum Dank. Nur darf sie nicht in Sätze gekleidet sein, die selbst einen religiösen Rückschritt enthalten. Thieme weist

drastisch nach, daß Grützmacher in den positiven Formulierungen seiner Streitschrift diesem Fehler verfällt. An der kirchlichen Trinitätslehre gemessen, ist Grützmacher kräftig heterodox. Das wäre ein Vorzug, wenn die Heterodoxie dem religiösen Fortschritt diente, wenn sie etwa den tiefsten religiösen Sinn der Kirchenlehre weiter entwickelte und deutlicher ausprägte. Dieser Sinn ist, wie unsere Dogmenhistoriker, auch Seeberg, es festgestellt haben: die Behauptung der Einheit Gottes, der Monotheismus. Er wird vor allem deshalb so oft mißverstanden, weil man den Personbegriff der Trinitätslehre mit unserem Persönlichkeitsbegriff verwechselt. So entsteht ein tritheistischer Schein. Wir finden das tritheistische Mißverständnis bei jüdischen und mohammedanischen Gegnern; wir finden es aber auch — und das müßte den Dogmatikern eine besonders wichtige Warnungstafel sein — bei den zahlreichen Kreisen, die ihre Kirchlichkeit durch möglichste Massivität des „Glaubens“ beweisen wollen. Davon weiß jeder Kenner ein garstig Lied zu singen. Mithin ergibt sich als oberstes Ziel jeder Arbeit an der Trinitätslehre: den Monotheismus energischer durch Christologie und Pneumatologie hindurchzuarbeiten. Statt dessen aber führt Grützmacher direkt den ausgesprochenen Persönlichkeitsbegriff („Wille und Bewußtsein, die von einem Ichzentrum ausgehen“) in die Trinitätslehre ein; er verleiht jeder der drei Personen für sich in ihrer Weltwirkung „absolute Persönlichkeit“ und absolute Selbständigkeit gegenüber den anderen Personen, während die Kirchenlehre gerade hier den Monotheismus aufs schärfste festlegt durch den Satz: Opera ad extra sunt indivisa! In ihrem metaphysischen Verhältnis sollen freilich die drei Persönlichkeiten bei Grützmacher trotzdem wieder eine einheitliche absolute Persönlichkeit bilden. Im einzelnen möge man das und auch die christologischen Gedanken, die einerseits für Grützmacher, andererseits für Thieme mit der Gotteslehre zusammenhängen, in dessen Schrift selbst nachlesen. Sie ist ein treffliches Beispiel maßvoller Polemik. Nebenbei zeigt sie, wie in manchen Kreisen die erwachende Vorliebe für Metaphysik sofort auch neue innertrinitarische Spekulationen weckt, die heute im besten Falle eine Gymnastik für Verstand und Phantasie bedeuten. Es ist außerordentlich dankenswert, daß Thieme die Augen auf die tritheistische Gefahr hinlenkt; d. h. aber auf eine theologische Aufgabe, die schon von Schleiermacher im Schlusse seiner Glaubenslehre betont und trotzdem arg vernachlässigt worden ist. Darum verdient seine Schrift zumal unter Theologen und solchen Gemeindegliedern, die schon etwas von Theologie verstehen, weite Verbreitung.

Stephan

**Kleine Mitteilungen.** Ausdrücklich sei darauf aufmerksam gemacht, daß die heute beigelegte Grenzmarken-Korrespondenz fast lauter Artikel von kirchlichem Interesse enthält. Ferner sei auch an diesem Orte das Organ des „Vereins für deutsche Friedensarbeit in der Nordmark“ warm empfohlen: **Stimmen aus Nordschleswig.** Herausgegeben von Pastor Johannes Schmidt in Wodder. Verlegt in Hanau bei Clauß und Feddersen. 3 Mark der Jahrgang. Das zweite Heft beschäftigt sich vielleicht zu viel mit meinem „Vorstoß“. Aber sehr energisch wird dann „Preußens Nationalitätenpolitik von außen gesehen“ durch Dr. Tamm kritisiert, der in Rumänien und Siebenbürgen sich die Qualifikation dazu geholt hat. Man erinnere sich des einschlägigen Artikels in 1906 Nr. 48 von Pfarrer Wittstock-Siebenbürgen: Zum Nationalitätenproblem. Das Wichtigste aber in diesem Heft 2 der Stimmen ist der Artikel des Herausgebers Schmidt über „Jugendbildung in Nordschleswig“, mit dem er einen verwandten Artikel in Heft 1 fortführt: allgemein bewegte Probleme (Kerschensteiner, Zimmer, Lietz, Langermann) in speziell nordmärkischer Beleuchtung. Durcharbeitung solcher Fragen scheint mir ganz vornehmlich eine Aufgabe des „Vereins für Friedensarbeit“ und der „Stimmen“.

Ihren einundzwanzigsten Jahrgang hat soeben die **Zeitschrift für Theologie und Kirche** angetreten. Herrmann eröffnet ihn mit einem Aufsatz: „Der Widerspruch im religiösen Denken und seine Bedeutung für das Leben der Religion.“ Es ist in der Tat eine Lebensfrage der Religion, daß sie selbst gegenüber der Logik und Systematik ihre Selbständigkeit und Ursprünglichkeit behauptet. Der jüngste Privatdozent der evangelischen Fakultäten, aus Württemberg nach Kiel verschlagen, Otto Lempp gibt sodann eine Darstellung und Kritik der „Gotteslehre Schleiermachers“. Es wird vermutlich noch lange so bleiben, daß unsre jungen Dogmatiker sich an Schleiermacher ihre Sporen verdienen. Von der Schwierigkeit solcher Untersuchungen erholen wir uns bei Johannes Naumann, der in einer frischen Skizze „Friedrich Ahlfeld“ einen Beitrag zum Verständnis der konfessionell-lutherischen Strömung des vorigen Jahrhunderts liefert. Thieme schließt mit einigen Glossen zu Grützmachers Dreieinigkeitslehre. Da ich der Redaktion der Zeitschrift nahe stehe, darf ich verraten, daß der neue Jahrgang schon wohl versorgt ist; ich nenne nur Autoren wie Holl, Bousset, Titius, Stephan, deren Beiträge bereits vorliegen oder angekündigt sind. So darf die einst von Gottschick mit Harnack, Herrmann, Kaftan, Reischle und Sell unter andern Sternen begründete Zeitschrift heute als „Organ für systematische und prinzipielle Theologie“ mit Zuversicht weiter ihres Amtes warten. Tübingen, J. C. B. Mohr. Jährlich 6 Hefte 6 Mk.

Das Schreiben des Papstes **Pius X.** an Kardinal Fischer von Köln, das jüngst die Acta Apostolicae Sedis veröffentlicht haben (deutsch z. B. in Nr. 43 der Kreuzzeitung), ist das für uns protestantische Zeugen Unerträglichste, was dieser Papst seinen deutschen Katholiken bisher geboten hat. Wir werden fortfahren mit dem Versuch, diese Dinge vom innerkatholischen Standpunkte aus zu verstehen; denn vom protestantischen aus lohnt es kaum die Druckerschwärze, so klar liegt da die Sache. Aber auch für jenes Hineinempfinden in eine fremde Welt wird uns bald der Atem ausgehen. Vgl. übrigens den Gießener Philosophen Professor Messer in Nr. 29, 3. M., der Frankfurter Zeitung: „Wie war der Modernisteneid möglich?“ Zutreffenderes kann nicht gesagt werden.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.


## Anzeigen

## Freunde der Christlichen Welt

**Altona.** Freunde der Christlichen Welt in Süd-Holstein. Dienstag 7. Februar 4 Uhr im Kaiserhof: Welche Bedeutung hat die Lehre von der immanenten Trinität für uns? Pastor Thomsen-Haselau.

**Berlin.** Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 16. Februar 8 Uhr Kriegsakademie Dorotheenstraße 58/59: Der absolute Charakter der christlichen Religion. Professor D. Kaftan.

**Cassel.** Dienstag 7. Februar $8^{1}/_{2}$ Uhr im Evangelischen Vereinshause: Der rechte Gebrauch der Bibel. Pfarrer Stein.

**Chemnitz.** Donnerstag 9. Februar 8 Uhr Deutscher Kaiser: Autorität und Freiheit (nach Förster). Fräulein M. Rauschenbach.

**Frankfurt a. M.** Dienstag 7. Februar $8^{1}/_{2}$ Uhr im Kaufmännischen Vereinshause: Kann Luthers Glaube noch unser Glaube sein?

**Halle a. S.** Mittwoch 8. Februar 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause: Wie ist Paulus der Gegenwart in Predigt und Unterricht nahe zu bringen?

**Halle a. S.** Vereinigung Halle-Stadt. Freitag 10. Februar $8^{1}/_{4}$ Uhr im Evangelischen Vereinshaus Klausstraße: Was uns Paulus heute ist. Oberlehrer Plath.

**Magdeburg.** Freitag 24. Februar $^{1}/_{2}4$ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstr. 1: Vorbesprechung für einen öffentlichen Diskussionsabend: Können wir als moderne Menschen noch an Gott glauben. Pfarrer von Broecker-Halle a. S.

**Marburg.** Mittwoch 15. Februar $8^{1}/_{2}$ Uhr im Ritter: Ibsen und das Christentum.

**Nordhausen.** Mittwoch 15. Februar 3 Uhr in der Hoffnung: Diesseits und Jenseits bei Jesus. Superintendent Gallwitz.

**Stuttgart.** Montag 6. Februar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Moderne Auffassungen von Jesus. Stadtpfarrer Lic. Esenwein-Markgröningen.

## Versammlungskalender

| | | |
|---|---|---|
| 18 19. | April | Freunde der Christlichen Welt Basel |
| 6.— 8. | Juni | Evangelisch-sozialer Kongreß Danzig |
| 2.— 4. | Oktober | Freunde der Christlichen Welt Goslar |
| 5.— 8. | „ | Evangelischer Bund Dortmund |

## Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 4. Aus Braunschweig — Gemeinschaftsbewegung. September 1909 bis September 1910 (Schluß) — Entscheidungs-Statistik — Verschiedenes: Komitee der Konfessionslosen; Reuß ä. L.; Deutsch-englische Beziehungen; Verbreitung unzüchtiger Schriften; Ein neues Kloster in Frankreich; Konfessionelle Kindererziehung; Eisenacher Jesusspiele; Bedingte Begnadigung; Armenische Kirche; Rußland und der Papst; Wieder ein Adventist vor dem Militärgericht

**Martha Wahnschaffe**

**Karl Hemmleb**

Pfarrer

Verlobte

**Charlottenburg-Ottenhausen**

Januar 1911 (Thür.)

**Gebildete Stütze**

für Landgut in der Mark zum 1. April gesucht. Gründliche Kenntnis in Landwirtschaft und Küche erforderlich. Offerten mit Gehaltsanspruch ev. Photographie erbeten unter **B. Z.** Postamt **Berlin-Grunewald.**

**Vikar**

(1. theologisches Examen) sucht für einige Sommermonate Stellung im Auslande mit Gelegenheit zur Ausbildung in der französischen Sprache. Angebote unter **W. S.** an die Expedition.

**Tüchtige evangelische Lehrerin** in ein vornehmes Haus gesucht zu 9 und 7jährigem Mädchen und 6jährigem Knaben für **1. April 1911.** Bedingungen nach Uebereinkunft. Meldungen mit Zeugnisabschriften an **Frau Rittergutsbesitzer Hanna Schaeffer** auf **Florsdorf, Kreis Görlitz,** erbeten. Nähere Auskunft durch **Pfarrer V. Rudolph** in **Langenöls,** Bez. Liegnitz.

**DIE BLAUEN BÜCHER**

des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.

je Eine Mark 80 Pf.

in den guten Buchhandlungen gern

zur Ansicht!

**Friedrichshafen** am Bodensee

**Königl. Paulinenstift**

**Feines Töchterpensionat**

**u. d. Protektorat S. M. des Königs v. Württemberg**

Lehrplan d. **Höh. Töchterschule.** Besond. **Fortbildungskurs** f. Vorgerückte. — **Koch- und Haushaltungsschule** mit fakultat. Beteiligung an sprachl. u. wissenschaftl. Fächern. Musik, Malen etc.

**Näheres durch Vorsteherin u. Vorstand.**

**Morgenandachten**

dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen. J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Soeben erschien im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh:

## Der Stern der Weisen

Astronom.-kritische Studie von **H.-H. Kritzinger.** Mit Geleitwort von **D. Wilh. Faber,** General-Sup. von Berlin. 2,50 Mk.

Ein neues Buch von hohem apologetischen Wert, das in wissenschaftlicher und doch volkstümlicher Weise die Ergebnisse astronomischer Forschung über den Stern der Weisen darbietet. Gerade in unseren Tagen, wo man die Geschichtlichkeit Jesu zu leugnen sucht, sollte diese bedeutsame Schrift in den christl. Kreisen nicht unbeachtet bleiben.

**Damenpension** für Reisende bei deutschen Schwestern des evangelischen Diakonievereins **Genua** Spianata Castelletto 20 A int. 2. Da Portier nicht an der Bahn, genaue Adresse merken. Abholung auf Wunsch.

**Gloeckner & Niemann**
Akademische Buchhandlung
**Halle-S.** Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

## Preußischer Beamten-Verein
### in Hannover
**(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)**

**Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft** für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

**Versicherungsbestand 375 205 060 M. Vermögensbestand 136 406 000 M. Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.**

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

**PIANOS** von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
**WILH. RUDOLPH,** Hoflieferant. **GIESSEN** Obweg 153

## Berliner Weltkongreß

**Fünfter Weltkongreß** Protokoll. 2 Bände, zusammen 7,50 Mk. Der 2. Band ist erschienen!

**Sonderausgaben:**

**Baumgarten** Die religiöse Erziehung in Deutschland. Preis 40 Pfennige.

**Bousset** Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben. Preis 60 Pfennige.

**Dorner** Theologie und Philosophie im 19. Jahrhundert. Preis 1 Mark.

**Foerster** Die Verfassung der evangelischen Kirche in Deutschland Preis 50 Pfennige.

**Gunkel** Die Religionsgeschichte und die alttestamentliche Wissenschaft Preis 50 Pfennige.

**Niebergall** Die Predigtkunst in Deutschland. Preis 40 Pfennige

**Schmidt** Die weltgeschichtliche Mission des Protestantismus. Preis 60 Pfennige.

**v. Soden** Steigert oder schwächt die historisch-kritische Behandlung des Neuen Testaments dessen Bedeutung für das religiöse Leben? Preis 30 Pfennige.

**Titius** Recht und Schranken des Evolutionismus in der Ethik Preis 75 Pfennige.

**Weinel** Theologiestudium und Kirche. Mit einem Nachwort Preis 40 Pfennige.

**Wobbermin** Aufgabe und Bedeutung der Religionspsychologie Preis 60 Pfennige.

**Lhotzky** Gott und die Religionen. Preis 50 Pfennige.

**Schrempf** Was unsereiner will — ein Bekenntnis kein Programm. Preis 50 Pfennige.

**Schieler** Der kirchliche Liberalismus und die freien religiösen Gemeinden. Preis 40 Pfennige.

**Cohen** Die Bedeutung des Judentums für den religiösen Fortschritt der Menschheit. Preis 60 Pfennige.

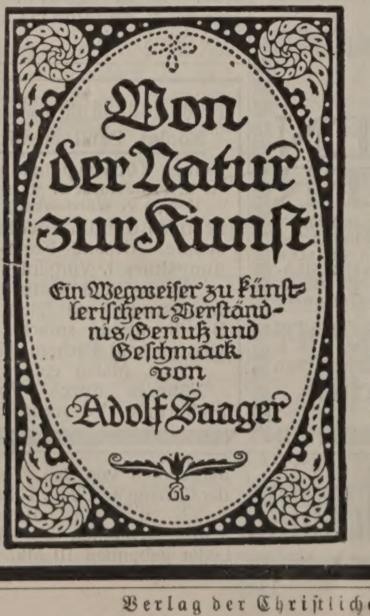
**Bornhausen** und **Jaeger** Die Religion Schillers und Goethes Preis 60 Pfennige.

**Neu:**

**Maurenbrecher Naumann**
**Pfannkuche Rauschenbusch**
**Traub Gounelle Bakker**
Religion und Sozialismus. Herausgegeben von **Schneemelcher.** Preis 1,50 Mk.

**Janson** Die religiösen Anschauungen von Björnson und Ibsen. Preis 40 Pfennige.

**Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H., Berlin Schöneberg, Eisenacherstraße 45**




## Ein Buch für kunstfreudige Laien!

Mit der neben abgebildeten Tittelzeichnung von **Richard Grimm.** Kartoniert 3 Mk., vornehm gebunden 4 Mk.

In der verwirrenden Fülle der Kunstproduktion, der ästhetischen Schlagworte, des modischen Marktlärmes fehlt es an einem Führer, der dem kunstfreudigen Laien die Mittel zur Hand gibt, sein Urteil zu klären, seinen Genuß zu festigen und zu vertiefen. Hier liegt die Aufgabe von Saagers Buch. Es ist keinem wissenschaftlichen Ehrgeiz entwachsen, eine neue Schönheitslehre zu verkündigen; aber indem es durchaus auf wissenschaftlicher Erkenntnis aufgebaut ist, steht es auch auf festem Grund. Einfach, klar und eindringlich ist es geschrieben, gleich anregend für den Laien und Pädagogen, anschaulich, lebendig, ohne Sophisterei, aber doch gründlich und aller oberflächlichen Kunstrederei abhold. Zum Zentralproblem ist das Verhältnis der Kunst zur Natur gemacht; hier sitzt ja auch der Kern aller Kunstverjüngung, hier fließt die Quelle steter Freude für alle, deren Auge die Schönheit erfassen und begreifen kann.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder durch den

**Buchverlag der „Hilfe", G. m. b. H., Berlin-Schöneberg**

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marbug

**Hierzu zwei Beilagen: ein literarischer Prospekt von der Verlagsbuchhandlung Greiner und Pfeiffer in Stuttgart (Oberlin, Roman von Friedrich Lienhard); und Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 6**